This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07577479 8

Bequest of Miss Matilda W. Bruce.

Fabeln.

Drei Bücher.

1604

Nebst

Abhandlungen

mit dieser Dichtungsart verwandten Inhalts.

Von

Gotthold Ephraim Lessing.

Leipzig.
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.
1844.

Fabeln.

Drei Bücher.

Nebst

Abhandlungen

mit dieser Dichtungsart verwandten Inhalts.

Von

Gotthold Ephraim Lessing.

Leipzig.
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.
1844.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Vorrede.

Ich warf vor Jahr und Tag einen kritiſchen Blick auf meine Schriften. Ich hatte ihrer lange genug vergeſſen, um ſie völlig als fremde Geburten betrachten zu können. Ich fand, daß man noch lange nicht ſo viel Böſes davon geſagt habe, als man wohl ſagen könnte, und beſchloß, in dem erſten Unwillen, ſie ganz zu verwerfen.

Viel Ueberwindung hätte mich die Ausführung dieſes Entſchluſſes gewiß nicht gekoſtet. Ich hatte meine Schriften nie der Mühe werth geachtet, ſie gegen irgend jemanden zu vertheidigen; ſo ein leichtes und gutes Spiel mir auch oft der allzu elende Angriff dieſer und jener würde gemacht haben. Dazu kam noch das Gefühl, daß ich jetzt meine jugendlichen Vergehungen durch beſſere Dinge gut machen, und endlich wohl gar in Vergeſſenheit bringen könnte.

Doch indem fielen mir so viele freundschaftliche Leser ein. — Soll ich selbst Gelegenheit geben, daß man ihnen vorwerfen kann, ihren Beifall an etwas ganz Unwürdiges verschwendet zu haben? Ihre nachsichtsvolle Aufmunterung erwartet von mir ein anderes Betragen. Sie erwartet, und sie verdient, daß ich mich bestrebe, sie, wenigstens nach der Hand, Recht haben zu lassen; daß ich so viel Gutes nunmehr wirklich in meine Schriften so glücklich hineinlege, daß sie es in voraus darin bemerkt zu haben scheinen können. — Und so nahm ich mir vor, was ich erst verwerfen wollte, lieber so viel als möglich zu verbessern. — Welche Arbeit! —

Ich hatte mich bei keiner Gattung von Gedichten länger verweilet, als bei der Fabel. Es gefiel mir auf diesem gemeinschaftlichen Raine der Poesie und der Moral. Ich hatte die alten und neuen Fabulisten so ziemlich alle, und die besten von ihnen mehr als einmal gelesen. Ich hatte über die Theorie der Fabel nachgedacht. Ich hatte mich oft gewundert, daß die gerade auf die Wahrheit führende Bahn des Aesopus, von den Neuern, für die blumenreichern Abwege der schwatzhaften Gabe zu erzählen, so sehr verlassen werde. Ich hatte

eine Menge Verſuche in der einfältigen Art des alten Phrygiers gemacht. — Kurz, ich glaubte mich in dieſem Fache ſo reich, daß ich, fürs erſte meinen Fabeln, mit leichter Mühe eine neue Geſtalt geben könnte.

Ich griff zum Werke. — Wie ſehr ich mich aber wegen der leichten Mühe geirret hatte, das weiß ich ſelbſt am beſten. Anmerkungen, die man während des Studirens macht, und nur aus Mißtrauen in ſein Gedächtniß auf das Papier wirft; Gedanken, die man ſich nur zu haben begnügt, ohne ihnen durch den Ausdruck die nöthige Präciſion zu geben; Verſuchen, die man nur zu ſeiner Uebung wagt, — — fehlet noch ſehr viel zu einem Buche. Was nun endlich für eins daraus geworden; — hier iſt es!

Man wird nicht mehr als ſechſe von meinen alten Fabeln darin finden; die ſechs proſaiſchen nämlich, die mir der Erhaltung am wenigſten unwerth ſchienen. Die übrigen gereimten mögen auf eine andere Stelle warten. Wenn es nicht gar zu ſonderbar gelaſſen hätte, ſo würde ich ſie in Proſa aufgelöſet haben.

Ohne übrigens eigentlich den Geſichtspunkt, aus welchem ich am liebſten betrachtet zu ſeyn wünſchte,

vorzuſchreiben, erſuche ich bloß meinen Leſer, die Fabeln nicht ohne die Abhandlungen zu beurtheilen. Denn ob ich gleich weder dieſe jenen, noch jene dieſen zum Beſten geſchrieben habe, ſo entlehnen doch beide, als Dinge, die zu Einer Zeit in Einem Kopfe entſprangen, allzuviel von einander, als daß ſie einzeln und abgeſondert noch eben dieſelben bleiben könnten. Sollte er auch ſchon dabei entdecken, daß meine Regeln mit meiner Ausübung nicht allezeit übereinſtimmen: was iſt es mehr? Er weiß von ſelbſt, daß das Genie ſeinen Eigenſinn hat; daß es den Regeln ſelten mit Vorſatz folget; und daß dieſe ſeine wollüſtigen Auswüchſe zwar beſchneiden, aber nicht hemmen ſollen. Er prüfe alſo in den Fabeln ſeinen Geſchmack, und in den Abhandlungen meine Gründe. —

Ich wäre Willens, mit allen übrigen Abtheilungen meiner Schriften, nach und nach, auf gleiche Weiſe zu verfahren. An Vorrath würde es mir auch nicht fehlen, den unnützen Abgang dabei zu erſetzen. Aber an Zeit, an Ruhe — — Nichts weiter! Dieſes Aber gehöret in keine Vorrede; und das Publikum dankt es ſelten einem Schriftſteller, wenn er es auch in ſolchen Dingen zu ſeinem Vertrauten zu machen gedenkt. — So

lange der Virtuose Anschläge faßt, Ideen sammelt, wählet, ordnet, in Plane vertheilt: so lange genießt er die sich selbst belohnenden Wollüste der Empfängniß. Aber sobald er einen Schritt weiter geht, und Hand anlegt, seine Schöpfung auch außer sich darzustellen: sogleich fangen die Schmerzen der Geburt an, welchen er sich selten ohne alle Aufmunterung unterzieht. —

Eine Vorrede sollte nichts enthalten, als die Geschichte des Buches. Die Geschichte des meinigen war bald erzählt, und ich müßte hier schließen. Allein, da ich die Gelegenheit, mit meinen Lesern zu sprechen, so selten ergreife, so erlaube man mir, sie einmal zu mißbrauchen. — Ich bin gezwungen, mich über einen bekannten Scribenten zu beklagen. Herr Dusch hat mich durch seine bevollmächtigten Freunde, seit geraumer Zeit, auf eine sehr nichtswürdige Art mißhandeln lassen. Ich meine mich, den Menschen; denn daß es seiner siegreichen Kritik gefallen hat, mich, den Schriftsteller, in die Pfanne zu hauen, das würde ich mit keinem Worte rügen. Die Ursache seiner Erbitterung sind verschiedene Kritiken, die man in der Bibliothek der schönen Wissenschaften und in den Briefen die neueste Literatur betreffend, über seine

Werke gemacht hat, und Er auf meine Rechnung schreibt. Ich habe ihn schon öffentlich von dem Gegentheile versichern lassen; die Verfasser der Bibliothek sind auch nunmehr genugsam bekannt; und wenn diese, wie er selbst behauptet, zugleich die Verfasser der Briefe sind: so kann ich gar nicht begreifen, warum er seinen Zorn an mir ausläßt. Vielleicht aber muß ein ehrlicher Mann, wie Er, wenn es ihn nicht tödten soll, sich seiner Galle gegen einen Unschuldigen entladen; und in diesem Falle stehe ich seiner Kunstrichterei, und dem Aberwitze seiner Freunde und seiner Freundinnen gar gern noch ferner zu Diensten, und widerrufe meine Klage.

Erstes Buch.

1.

Die Erſcheinung.

In der einſamſten Tiefe jenes Waldes, wo ich ſchon manches redende Thier belauſcht, lag ich an einem ſanften Waſſerfalle und war bemüht, einem meiner Mährchen den leichten poetiſchen Schmuck zu geben, in welchem am liebſten zu erſcheinen, la Fontaine die Fabel faſt verwöhnt hat. Ich ſann, ich wählte, ich verwarf, die Stirne glühete. — — Umſonſt, es kam nichts auf das Blatt. Voll Unwillen ſprang ich auf; aber ſieh! — auf einmal ſtand ſie ſelbſt, die fabelnde Muſe, vor mir.

Und ſie ſprach lächelnd: Schüler, wozu dieſe undankbare Mühe? Die Wahrheit braucht die Anmuth der Fabel; aber wozu braucht die Fabel die Anmuth der Harmonie? Du willſt das Gewürze würzen. Genug, wenn die Erfindung des Dichters iſt; der Vortrag ſey des ungekünſtelten Geſchichtſchreibers, ſo wie der Sinn des Weltweiſen.

Ich wollte antworten, aber die Muſe verſchwand. „Sie verſchwand?“ höre ich einen Leſer fragen. „Wenn du uns doch nur wahrſcheinlicher täuſchen wollteſt! Die ſeichten Schlüſſe, auf die dein Unvermögen dich führte,

der Muſe in den Mund zu legen! Zwar ein gewöhnlicher Betrug —“

Vortrefflich, mein Leſer! Mir iſt keine Muſe erſchienen. Ich erzählte eine bloße Fabel, aus der du ſelbſt die Lehre gezogen. Ich bin nicht der erſte, und werde nicht der letzte ſeyn, der ſeine Grillen zu Orakelſprüchen einer göttlichen Erſcheinung macht.

2.

Der Hamſter und die Ameiſe.

Ihr armſeligen Ameiſen, ſagte ein Hamſter. Verlohnt es ſich der Mühe, daß ihr den ganzen Sommer arbeitet, um ein ſo Weniges einzuſammeln? Wenn ihr meinen Vorrath ſehen ſolltet! — —

Höre, antwortete eine Ameiſe, wenn er größer iſt, als du ihn brauchſt, ſo iſt es ſchon recht, daß die Menſchen dir nachgraben, deine Scheuren ausleeren, und dich deinen räuberiſchen Geiz mit dem Leben büßen laſſen!

3.

Der Löwe und der Haſe.

Ein Löwe würdigte einen drolligen Haſen ſeiner nähern Bekanntſchaft. Aber iſt es denn wahr, fragte ihn einſt der Haſe, daß euch Löwen ein elender krähender Hahn ſo leicht verjagen kann?

Allerdings ist es wahr, antwortete der Löwe; und es ist eine allgemeine Anmerkung, daß wir großen Thiere durchgängig eine gewisse kleine Schwachheit an uns haben. So wirst du, zum Exempel, von dem Elephanten gehört haben, daß ihm das Grunzen eines Schweins Schauder und Entsetzen erwecket. —

Wahrhaftig? unterbrach ihn der Hase. Ja, nun begreif' ich auch, warum wir Hasen uns so entsetzlich vor den Hunden fürchten.

4.

Der Esel und das Jagdpferd.

Ein Esel vermaß sich, mit einem Jagdpferde um die Wette zu laufen. Die Probe fiel erbärmlich aus, und der Esel ward ausgelacht. Ich merke nun wohl, sagte der Esel, woran es gelegen hat; ich trat mir vor einigen Monaten einen Dorn in den Fuß, und der schmerzt mich noch.

Entschuldigen Sie mich, sagte der Kanzelredner Liederhold, wenn meine heutige Predigt so gründlich und erbaulich nicht gewesen, als man sie von dem glücklichen Nachahmer eines Mosheims erwartet hätte; ich habe, wie Sie hören, einen heisern Hals, und den schon seit acht Tagen.

5.

Zeus und das Pferd.

Vater der Thiere und Menſchen, ſo ſprach das Pferd, und nahte ſich dem Throne des Zeus, man will, ich ſey eins der ſchönſten Geſchöpfe, womit du die Welt gezieret, und meine Eigenliebe heißt mich es glauben. Aber ſollte gleichwohl nicht noch verſchiedenes an mir zu beſſern ſeyn? —

Und was meinſt du denn, das an dir zu beſſern ſey? Rede; ich nehme Lehre an: ſprach der gute Gott, und lächelte.

Vielleicht, ſprach das Pferd weiter, würde ich flüchtiger ſeyn, wenn meine Beine höher und ſchmächtiger wären; ein langer Schwanenhals würde mich nicht entſtellen; eine breitere Bruſt würde meine Stärke vermehren; und da du mich doch einmal beſtimmt haſt, deinen Liebling, den Menſchen, zu tragen, ſo könnte mir ja wohl der Sattel anerſchaffen ſeyn, den mir der wohlthätige Reiter auflegt.

Gut, verſetzte Zeus; gedulde dich einen Augenblick! Zeus, mit ernſtem Geſichte, ſprach das Wort der Schöpfung. Da quoll Leben in den Staub, da verband ſich organiſirter Stoff; und plötzlich ſtand vor dem Throne — das häßliche Kameel.

Das Pferd ſah, ſchauderte und zitterte vor entſetzendem Abſcheu.

Hier ſind höhere und ſchmächtigere Beine, ſprach Zeus; hier iſt ein langer Schwanenhals; hier iſt eine

breitere Bruſt; hier iſt der anerſchaffene Sattel! Willſt du, Pferd, daß ich dich ſo umbilden ſoll?

Das Pferd zitterte noch.

Geh, fuhr Zeus fort; dieſesmal ſey beſchrt, ohne beſtraft zu werden. Dich deiner Vermeſſenheit aber dann und wann reuend zu erinnern, ſo daure du fort, neues Geſchöpf! — Zeus warf einen erhaltenden Blick auf das Kameel — — und das Pferd erblicke dich nie, ohne zu ſchaudern.

6.

Der Affe und der Fuchs.

Nenne mir ein ſo geſchicktes Thier, dem ich nicht nachahmen könnte! ſo prahlte der Affe gegen den Fuchs. Der Fuchs aber erwiederte: Und du, nenne mir ein ſo geringſchätziges Thier, dem es einfallen könnte, dir nachzuahmen.

Schriftſteller meiner Nation! — — Muß ich mich noch deutlicher erklären?

7.

Die Nachtigall und der Pfau.

Eine geſellige Nachtigall fand unter den Sängern des Waldes Neider die Menge, aber keinen Freund. Vielleicht finde ich ihn unter einer andern Gattung, dachte ſie, und flog vertraulich zu dem Pfaue hinab.

Schöner Pfau! ich bewundere dich. — — „Ich dich auch, liebliche Nachtigall!“ — So laß uns Freunde seyn, sprach die Nachtigall weiter; wir werden uns nicht beneiden dürfen; du bist dem Auge so angenehm, als ich dem Ohre.

Die Nachtigall und der Pfau wurden Freunde.

Knneller und Pope waren bessere Freunde, als Pope und Addison.

8.

Der Wolf und der Schäfer.

Ein Schäfer hatte durch eine grausame Seuche seine ganze Heerde verloren. Das erfuhr der Wolf, und kam, seine Condolenz abzustatten.

Schäfer, sprach er, ist es wahr, daß dich ein so grausames Unglück betroffen? Du bist um deine ganze Heerde gekommen? Die liebe, fromme, fette Heerde! Du dauerst mich, und ich möchte blutige Thränen weinen.

Habe Dank, Meister Isegrim, versetzte der Schäfer. Ich sehe, du hast ein sehr mitleidiges Herz.

Das hat er auch wirklich, fügte des Schäfers Hylax hinzu, so oft er unter dem Unglücke seines Nächsten selbst leidet.

9.

Das Roß und der Stier.

Auf einem feurigen Roſſe flog ſtolz ein dreiſter Knabe daher. Da rief ein wilder Stier dem Roſſe zu: Schande! von einem Knaben ließ' ich mich nicht regieren!

Aber ich, verſetzte das Roß; denn was für Ehre könnte es mir bringen, einen Knaben abzuwerfen?

10.

Die Grille und die Nachtigall.

Ich verſichere dich, ſagte die Grille zu der Nachtigall, daß es meinem Geſange gar nicht an Bewunderern fehlt. — Nenne mir ſie doch, ſprach die Nachtigall. — Die arbeitſamen Schnitter, verſetzte die Grille, hören mich mit vielem Vergnügen, und daß dieſes die nützlichſten Leute in der menſchlichen Republik ſind, das wirſt du doch nicht leugnen wollen?

Das will ich nicht leugnen, ſagte die Nachtigall; aber deswegen darfſt du auf ihren Beifall nicht ſtolz ſeyn. Ehrlichen Leuten, die alle ihre Gedanken bei der Arbeit haben, müſſen ja wohl die feinern Empfindungen fehlen. Bilde dir alſo ja nichts eher auf dein Lied ein, als bis ihm der ſorgloſe Schäfer, der ſelbſt auf ſeiner Flöte ſehr lieblich ſpielt, mit ſtillem Entzücken lauſchet.

11.

Die Nachtigall und der Habicht.

Ein Habicht schoß auf eine singende Nachtigall. Da du so lieblich singst, sprach er, wie vortrefflich wirst du schmecken!

War es höhnische Bosheit, oder war es Einfalt, was der Habicht sagte? Ich weiß nicht. Aber gestern hört' ich sagen: dieses Frauenzimmer, das so unvergleichlich dichtet, muß es nicht ein allerliebstes Frauenzimmer seyn! Und das war gewiß Einfalt!

12.

Der kriegerische Wolf.

Mein Vater, glorreichen Andenkens, sagte ein junger Wolf zu einem Fuchse, das war ein rechter Held! Wie fürchterlich hat er sich nicht in der ganzen Gegend gemacht! Er hat über mehr als zweihundert Feinde nach und nach triumphirt, und ihre schwarze Seelen in das Reich des Verderbens gesandt. Was Wunder also, daß er endlich doch einem unterliegen mußte!

So würde sich ein Leichenredner ausdrücken, sagte der Fuchs; der trockene Geschichtschreiber aber würde hinzusetzen: die zweihundert Feinde, über die er nach und nach triumphirte, waren Schafe und Esel; und der eine Feind, dem er unterlag, war der erste Stier, den er sich anzufallen erkühnte.

13.

Der Phönix.

Nach vielen Jahrhunderten gefiel es dem Phönix, sich wieder einmal sehen zu lassen. Er erschien, und alle Thiere und Vögel versammelten sich um ihn. Sie gafften, sie staunten, sie bewunderten und brachen in entzückendes Lob aus.

Bald aber verwandten die besten und geselligsten mitleidsvoll ihre Blicke, und seufzten: Der unglückliche Phönix! Ihm ward das harte Loos, weder Geliebte noch Freund zu haben; denn er ist der einzige seiner Art!

14.

Die Gans.

Die Federn einer Gans beschämten den neugebornen Schnee. Stolz auf dieses blendende Geschenk der Natur, glaubte sie eher zu einem Schwane, als zu dem, was sie war, geboren zu seyn. Sie sonderte sich von ihres gleichen ab, und schwamm einsam und majestätisch auf dem Teiche herum. Bald dehnte sie ihren Hals, dessen verrätherischer Kürze sie mit aller Macht abhelfen wollte; bald suchte sie ihm die prächtige Biegung zu geben, in welcher der Schwan das würdige Ansehen eines Vogels des Apollo hat. Doch vergebens; er war zu steif, und mit aller ihrer Bemühung brachte sie es nicht weiter, als daß sie eine lächerliche Gans ward, ohne ein Schwan zu werden.

15.

Die Eiche und das Schwein.

Ein gefräßiges Schwein mäſtete ſich unter einer hohen Eiche, mit der herabgefallenen Frucht. Indem es die eine Eichel zerbiß, verſchluckte es bereits eine andere mit dem Auge.

Undankbares Vieh! rief endlich der Eichbaum herab. Du nähreſt dich von meinen Früchten, ohne einen einzigen dankbaren Blick auf mich in die Höhe zu richten!

Das Schwein hielt einen Augenblick inne, und grunzte zur Antwort: Meine dankbaren Blicke ſollten nicht ausbleiben, wenn ich nur wüßte, daß du deine Eicheln meinetwegen hätteſt fallen laſſen.

16.

Die Weſpen.

Fäulniß und Verweſung zerſtörten das ſtolze Gebäu eines kriegeriſchen Roſſes, das unter ſeinem kühnen Reiter erſchoſſen worden. Die Ruinen des einen braucht die allezeit wirkſame Natur zu dem Leben des andern. Und ſo flog auch ein Schwarm junger Weſpen aus dem beſchmeißten Aaſe hervor. O, riefen die Weſpen, was für eines göttlichen Urſprungs ſind wir! Das prächtigſte Roß, der Liebling Neptuns, iſt unſer Erzeuger!

Dieſe ſeltſame Prahlerei hörte der aufmerkſame Fabeldichter, und dachte an die heutigen Italiäner, die

ſich nichts geringeres als Abkömmlinge der alten unſterblichen Römer zu ſeyn einbilden, weil ſie auf ihren Gräbern geboren worden.

17.

Die Sperlinge.

Eine alte Kirche, welche den Sperlingen unzählige Neſter gab, ward ausgebeſſert. Als ſie nun in ihrem neuen Glanze da ſtand, kamen die Sperlinge wieder, ihre alten Wohnungen zu ſuchen. Allein ſie fanden ſie alle vermauert. Zu was, ſchrieen ſie, taugt denn nun das große Gebäude? Kommt, verlaßt den unbrauchbaren Steinhaufen!

18.

Der Strauß.

Jetzt will ich fliegen, rief der gigantiſche Strauß, und das ganze Volk der Vögel ſtand in ernſter Erwartung um ihn verſammelt. Jetzt will ich fliegen, rief er nochmals; breitete die gewaltigen Fittige weit aus, und ſchoß, gleich einem Schiffe mit aufgeſpannten Segeln, auf dem Boden dahin, ohne ihn mit einem Tritte zu verlieren.

Sehet da ein poetiſches Bild jener unpoetiſchen Köpfe, die in den erſten Zeilen ihrer ungeheuren Oden

mit ſtolzen Schwingen prahlen, ſich über Wolken und Sterne zu erheben drohen, und dem Staube doch immer getreu bleiben!

19.

Der Sperling und der Strauß.

Sey auf deine Größe, auf deine Stärke ſo ſtolz als du willſt, ſprach der Sperling zu dem Strauße. Ich bin doch mehr ein Vogel als du. Denn du kannſt nicht fliegen; ich aber fliege, obgleich nicht hoch, obgleich nur ruckweiſe.

Der leichte Dichter eines fröhlichen Trinkliedes, eines kleinen verliebten Geſanges, iſt mehr ein Genie, als der ſchwungloſe Schreiber einer langen Hermanniade.

20.

Die Hunde.

Wie ausgeartet iſt hier zu Lande unſer Geſchlecht! ſagte ein gereister Pudel. In dem fernen Welttheile, welchen die Menſchen Indien nennen, da, da giebt es noch rechte Hunde! Hunde, meine Brüder — — ihr werdet es mir nicht glauben, und doch habe ich es mit meinen Augen geſehen — die auch einen Löwen nicht fürchten und kühn mit ihm anbinden.

Aber, fragte den Pudel ein geſetzter Jagdhund, überwinden ſie ihn denn auch, den Löwen?

Ueberwinden? war die Antwort. Das kann ich nun eben nicht ſagen. Gleichwohl, bedenke nur, einen Löwen anzufallen! — —

O, fuhr der Jagdhund fort, wenn ſie ihn nicht überwinden, ſo ſind deine geprieſene Hunde in Indien — beſſer als wir, ſo viel wie nichts — aber ein gut Theil dümmer.

21.

Der Fuchs und der Storch.

Erzähle mir doch etwas von den fremden Ländern, die du alle geſehen haſt, ſagte der Fuchs zu dem weit gereisten Storche.

Hierauf fing der Storch an, ihm jede Lache und jede feuchte Wieſe zu nennen, wo er die ſchmackhafteſten Würmer und die fetteſten Fröſche geſchmauſet.

Sie ſind lange in Paris geweſen, mein Herr. Wo ſpeiſet man da am beſten? Was für Weine haben Sie da am meiſten nach ihrem Geſchmacke gefunden?

22.

Die Eule und der Schatzgräber.

Jener Schatzgräber war ein ſehr unbilliger Mann. Er wagte ſich in die Ruinen eines alten Raubſchloſſes, und ward da gewahr, daß die Eule eine magere Maus ergriff

und verzehrte. Schickt ſich das, ſprach er, für den philoſophiſchen Liebling Minervens?

Warum nicht? verſetzte die Eule. Weil ich ſtille Betrachtungen liebe, kann ich deswegen von der Luft leben? Ich weiß zwar wohl, daß ihr Menſchen es von euren Gelehrten verlangt — —

23.

Die junge Schwalbe.

Was macht ihr da? fragte eine Schwalbe die geſchäftigen Ameiſen. Wir ſammeln Vorrath auf den Winter, war die geſchwinde Antwort.

Das iſt klug, ſagte die Schwalbe; das will ich auch thun. Und ſogleich fing ſie an, eine Menge todter Spinnen und Fliegen in ihr Neſt zu tragen.

Aber wozu ſoll das? fragte endlich ihre Mutter. „Wozu? Vorrath auf den böſen Winter, liebe Mutter; ſammle doch auch! Die Ameiſen haben mich dieſe Vorſicht gelehrt.“

O laß den irdiſchen Ameiſen dieſe kleine Klugheit, verſetzte die Alte; was ſich für ſie ſchickt, ſchickt ſich nicht für beſſere Schwalben. Uns hat die gütige Natur ein holderes Schickſal beſtimmt. Wenn der reiche Sommer ſich endet, ziehen wir von hinnen; auf dieſer Reiſe entſchlafen wir allgemach, und da empfangen uns warme Sümpfe, wo wir ohne Bedürfniſſe raſten, bis uns ein neuer Frühling zu einem neuen Leben erwecket.

24.

Merops.

Ich muß dich doch etwas fragen, sprach ein junger Adler zu einem tiefsinnigen, grundgelehrten Uhu. Man sagt, es gäbe einen Vogel, mit Namen Merops, der, wenn er in die Luft steige, mit dem Schwanze voraus, den Kopf gegen die Erde gekehrt, fliege. Ist das wahr?

Ei nicht doch! antwortete der Uhu; das ist eine alberne Erdichtung des Menschen. Er mag selbst ein solcher Merops seyn; weil er nur gar zu gern den Himmel erfliegen möchte, ohne die Erde auch nur einen Augenblick aus dem Gesichte zu verlieren.

25.

Der Pelekan.

Für wohlgerathene Kinder können Aeltern nicht zu viel thun. Aber wenn sich ein blöder Vater für einen ausgearteten Sohn das Blut vom Herzen zapft; dann wird Liebe zur Thorheit.

Ein frommer Pelekan, da er seine Jungen schmachten sah, ritzte sich mit scharfem Schnabel die Brust auf, und erquickte sie mit seinem Blute. Ich bewundere deine Zärtlichkeit, rief ihm ein Adler zu, und bejammere deine Blindheit. Sieh doch, wie manchen nichtswürdigen Guckguck du unter deinen Jungen mit ausgebrütet hast!

So war es auch wirklich; denn auch ihm hatte der kalte Guckguck seine Eier untergeschoben. — Waren es undankbare Guckgucke werth, daß ihr Leben so theuer erkauft wurde?

26.

Der Löwe und der Tieger.

Der Löwe und der Hase, beide schlafen mit offenen Augen. Und so schlief jener, ermüdet von der gewaltigen Jagd, einst vor dem Eingange seiner fürchterlichen Höhle.

Da sprang ein Tieger vorbei, und lachte des leichten Schlummers. „Der nichts fürchtende Löwe!“ rief er. „Schläft er nicht mit offenen Augen, natürlich wie der Hase!“

Wie der Hase? brüllte der aufspringende Löwe, und war dem Spötter an der Gurgel. Der Tieger wälzte sich in seinem Blute, und der beruhigte Sieger legte sich wieder, zu schlafen.

27.

Der Stier und der Hirsch.

Ein schwerfälliger Stier und ein flüchtiger Hirsch weideten auf einer Wiese zusammen.

Hirsch, sagte der Stier, wenn uns der Löwe anfallen sollte, so laß uns für Einen Mann stehen; wir

wollen ihn tapfer abweisen. — Das muthe mir nicht zu, erwiederte der Hirsch; denn warum sollte ich mich mit dem Löwen in ein ungleiches Gefecht einlassen, da ich ihm sichrer entlaufen kann?

28.

Der Esel und der Wolf.

Ein Esel begegnete einem hungrigen Wolfe. Habe Mitleiden mit mir, sagte der zitternde Esel; ich bin ein armes krankes Thier; sieh nur, was für einen Dorn ich mir in den Fuß getreten habe! —

Wahrhaftig, du dauerst mich; versetzte der Wolf. Und ich finde mich in meinem Gewissen verbunden, dich von diesen Schmerzen zu befreien. —

Kaum war das Wort gesagt, so ward der Esel zerrissen.

29.

Der Springer im Schache.

Zwei Knaben wollten Schach ziehen. Weil ihnen ein Springer fehlte, so machten sie einen überflüssigen Bauer, durch ein Merkzeichen, dazu.

Ei, riefen die andern Springer, woher, Herr Schritt für Schritt?

Die Knaben hörten die Spötterei, und sprachen: Schweigt! Thut er uns nicht eben die Dienste, die ihr thut?

30.

Aeſopus und der Eſel.

Der Eſel ſprach zu dem Aeſopus: Wenn du wieder ein Geſchichtchen von mir ausbringſt, ſo laß mich etwas recht Vernünftiges und Sinnreiches ſagen.

Dich etwas Sinnreiches! ſagte Aeſop; wie würde ſich das ſchicken? Würde man nicht ſprechen, du ſeyſt der Sittenlehrer, und ich der Eſel?

Zweites Buch.

1.

Die eherne Bildsäule.

Die eherne Bildsäule eines vortrefflichen Künstlers schmolz durch die Hitze einer wüthenden Feuersbrunst in einen Klumpen. Dieser Klumpen kam einem andern Künstler in die Hände, und durch seine Geschicklichkeit verfertigte er eine neue Bildsäule daraus; von der erstern in dem, was sie vorstellte, unterschieden, an Geschmack und Schönheit aber ihr gleich.

Der Neid sah es und knirschte. Endlich besann er sich auf einen armseligen Trost: „Der gute Mann würde dieses, noch ganz erträgliche Stück, auch nicht hervorgebracht haben, wenn ihm nicht die Materie der alten Bildsäule dabei zu Statten gekommen wäre.“

2.

Herkules.

Als Herkules in den Himmel aufgenommen ward, machte er seinen Gruß unter allen Göttern der Juno zuerst. Der ganze Himmel und Juno erstaunten darüber.

Deiner Feindin, rief man ihm zu, begegnest du so vorzüglich? Ja, ihr selbst; erwiederte Herkules. Nur ihre Verfolgungen sind es, die mir zu den Thaten Gelegenheit gegeben, womit ich den Himmel verdient habe.

Der Olymp billigte die Antwort des neuen Gottes, und Juno ward versöhnt.

3.

Der Knabe und die Schlange.

Ein Knabe spielte mit einer zahmen Schlange. Mein liebes Thierchen, sagte der Knabe, ich würde mich mit dir so gemein nicht machen, wenn dir das Gift nicht benommen wäre. Ihr Schlangen seyd die boshaftesten, undankbarsten Geschöpfe! Ich habe es wohl gelesen, wie es einem armen Landmanne ging, der eine, vielleicht von deinen Urältern, die er halb erfroren unter einer Hecke fand, mitleidig aufhob, und sie in seinen erwärmenden Busen steckte. Kaum fühlte sich die Böse wieder, als sie ihren Wohlthäter biß; und der gute freundliche Mann mußte sterben.

Ich erstaune, sagte die Schlange. Wie partheiisch eure Geschichtschreiber seyn müssen! Die unsrigen erzählen diese Historie ganz anders. Dein freundlicher Mann glaubte, die Schlange sey wirklich erfroren, und weil es eine von den bunten Schlangen war, so steckte er sie zu sich, ihr zu Hause die schöne Haut abzustreifen. War das recht?

Ach, schweig nur; erwiederte der Knabe. Welcher Undankbare hätte sich nicht zu entschuldigen gewußt!

Recht, mein Sohn; fiel der Vater, der dieser Unterredung zugehört hatte, dem Knaben ins Wort. Aber gleichwohl, wenn du einmal von einem außerordentlichen Undanke hören solltest, so untersuche ja alle Umstände genau, bevor du einen Menschen mit so einem abscheulichen Schandflecke brandmarken läßest. Wahre Wohlthäter haben selten Undankbare verpflichtet; ja, ich will zur Ehre der Menschheit hoffen, — niemals. Aber die Wohlthäter mit kleinen eigennützigen Absichten, die sind es werth, mein Sohn, daß sie Undank anstatt Erkenntlichkeit einwuchern.

4.

Der Wolf auf dem Todbette.

Der Wolf lag in den letzten Zügen, und schickte einen prüfenden Blick auf sein vergangenes Leben zurück. Ich bin freilich ein Sünder, sagte er; aber doch, hoffe ich, keiner von den größten. Ich habe Böses gethan; aber auch viel Gutes. Einsmals, erinnere ich mich, kam mir ein blöckendes Lamm, welches sich von der Heerde verirret hatte, so nahe, daß ich es gar leicht hätte würgen können; und ich that ihm nichts. Zu eben dieser Zeit hörte ich die Spöttereien und Schmähungen eines Schafes mit der bewundernswürdigsten Gleichgültigkeit an, ob ich schon keine schützenden Hunde zu fürchten hatte.

Und das alles kann ich dir bezeugen, fiel ihm Freund Fuchs, der ihn zum Tode bereiten half, ins Wort. Denn ich erinnere mich noch gar wohl aller Umstände dabei. Es war zu eben der Zeit, als du dich an dem Beine so jämmerlich würgtest, das dir der gutherzige Kranich hernach aus dem Schlunde zog.

5.

Der Stier und das Kalb.

Ein starker Stier zersplitterte mit seinen Hörnern, indem er sich durch die niedrige Stallthüre drängte, die obere Pfoste. Sieh einmal, Hirte! schrie ein junges Kalb; solchen Schaden thu' ich dir nicht. Wie lieb wäre mir es, versetzte dieser, wenn du ihn thun könntest!

Die Sprache des Kalbes ist die Sprache der kleinen Philosophen. „Der böse Bayle! wie manche rechtschaffene Seele hat er mit seinen verwegenen Zweifeln geärgert!" — O ihr Herren, wie gern wollen wir uns ärgern lassen, wenn jeder von euch ein Bayle werden kann!

6.

Die Pfauen und die Krähe.

Eine stolze Krähe schmückte sich mit den ausgefallenen Federn der farbigen Pfauen, und mischte sich kühn,

als sie genug geschmückt zu seyn glaubte, unter diese glänzenden Vögel der Juno. Sie ward erkannt; und schnell fielen die Pfauen mit scharfen Schnäbeln auf sie, ihr den betrügerischen Putz auszureißen.

Lasset nach! schrie sie endlich; ihr habt nun alles das Eurige wieder. Doch die Pfauen, welche einige von den eigenen glänzenden Schwingfedern der Krähe bemerkt hatten, versetzten: Schweig, armselige Närrin; auch diese können nicht dein seyn! — und hackten weiter.

7.

Der Löwe mit dem Esel.

Als des Aesopus Löwe mit dem Esel, der ihm durch seine fürchterliche Stimme die Thiere sollte jagen helfen, nach dem Walde ging, rief ihm eine naseweise Krähe von dem Baume zu: Ein schöner Gesellschafter! Schämst du dich nicht, mit einem Esel zu gehen? — Wen ich brauchen kann, versetzte der Löwe, dem kann ich ja wohl meine Seite gönnen.

So denken die Großen alle, wenn sie einen Niedrigen ihrer Gemeinschaft würdigen.

8.

Der Esel mit dem Löwen.

Als der Esel mit dem Löwen des Aesopus, der ihn statt seines Jägerhorns brauchte, nach dem Walde ging,

begegnete ihm ein anderer Esel von seiner Bekanntschaft, und rief ihm zu: Guten Tag, mein Bruder! — Unverschämter! war die Antwort.

Und warum das? fuhr jener Esel fort. Bist du deswegen, weil du mit einem Löwen gehst, besser als ich? mehr als ein Esel?

9.

Die blinde Henne.

Eine blind gewordene Henne, die des Scharrens gewohnt war, hörte auch blind noch nicht auf, fleißig zu scharren. Was half es der arbeitsamen Närrin? Eine andere sehende Henne, welche ihre zarten Füße schonte, wich nie von ihrer Seite, und genoß, ohne zu scharren, die Frucht des Scharrens. Denn so oft die blinde Henne ein Korn aufgescharret hatte, fraß es die sehende weg.

Der fleißige Deutsche macht die Collectanea, die der witzige Franzose nutzt.

10.

Die Esel.

Die Esel beklagten sich bei dem Zeus, daß die Menschen mit ihnen zu grausam umgingen. Unser starker Rücken, sagten sie, trägt ihre Lasten, unter welchen sie

und jedes schwächere Thier erliegen müßten. Und doch wollen sie uns, durch unbarmherzige Schläge, zu einer Geschwindigkeit nöthigen, die uns durch die Last unmöglich gemacht würde, wenn sie uns auch die Natur nicht versagt hätte. Verbiete ihnen, Zeus, so unbillig zu seyn, wenn sich die Menschen anders etwas Böses verbieten lassen. Wir wollen ihnen dienen, weil es scheint, daß du uns dazu erschaffen hast; allein geschlagen wollen wir ohne Ursache nicht seyn.

Mein Geschöpf, antwortete Zeus ihrem Sprecher, die Bitte ist nicht ungerecht; aber ich sehe keine Möglichkeit, die Menschen zu überzeugen, daß eure natürliche Langsamkeit keine Faulheit ist. Und so lange sie dieses glauben, werdet ihr geschlagen werden. — Doch ich sinne, euer Schicksal zu erleichtern. — Die Unempfindlichkeit soll von nun an euer Theil seyn; eure Haut soll sich gegen die Schläge verhärten, und den Arm des Treibers ermüden.

Zeus, schrieen die Esel, du bist allezeit weise und gnädig! — Sie gingen erfreut von seinem Throne, als dem Throne der allgemeinen Liebe.

11.

Das beschützte Lamm.

Hylax, aus dem Geschlechte der Wolfshunde, bewachte ein frommes Lamm. Ihn erblickte Lykodes, der gleichfalls an Haar, Schnauze und Ohren einem Wolfe

ähnlicher war, als einem Hunde, und fuhr auf ihn los. Wolf, schrie er, was machst du mit diesem Lamme? —

Wolf selbst! versetzte Hylax. (Die Hunde verkannten sich beide.) Geh! oder du sollst es erfahren, daß ich sein Beschützer bin!

Doch Lykodes will das Lamm dem Hylax mit Gewalt nehmen; Hylax will es mit Gewalt behaupten, und das arme Lamm — Treffliche Beschützer! — wird darüber zerrissen.

12.

Jupiter und Apollo.

Jupiter und Apollo stritten, welcher von ihnen der beste Bogenschütze sey. Laß uns die Probe machen! sagte Apollo. Er spannte seinen Bogen, und schoß so mitten in das bemerkte Ziel, daß Jupiter keine Möglichkeit sah, ihn zu übertreffen. — Ich sehe, sprach er, daß du wirklich sehr wohl schießest. Ich werde Mühe haben, es besser zu machen. Doch will ich es ein andermal versuchen. — Er soll es noch versuchen, der kluge Jupiter!

13.

Die Wasserschlange.

Zeus hatte nunmehr den Fröschen einen andern König gegeben; anstatt eines friedlichen Klotzes, eine gefräßige Wasserschlange.

Wilſt du unſer König ſeyn, ſchrieen die Fröſche, warum verſchlingſt du uns? — Darum, antwortete die Schlange, weil ihr um mich gebeten habt. —

Ich habe nicht um dich gebeten! rief einer von den Fröſchen, den ſie ſchon mit den Augen verſchlang. — Nicht? ſagte die Waſſerſchlange. Deſto ſchlimmer! So muß ich dich verſchlingen, weil du nicht um mich gebeten haſt.

14.

Der Fuchs und die Larve.

Vor alten Zeiten fand ein Fuchs die hohle, einen weiten Mund aufreißende Larve eines Schauſpielers. Welch ein Kopf! ſagte der betrachtende Fuchs. Ohne Gehirn, und mit einem offenen Munde! Sollte das nicht der Kopf eines Schwätzers geweſen ſeyn?

Dieſer Fuchs kannte euch, ihr ewigen Redner, ihr Strafgerichte des unſchuldigſten unſerer Sinne!

15.

Der Rabe und der Fuchs.

Ein Rabe trug ein Stück vergiftetes Fleiſch, das der erzürnte Gärtner für die Katzen ſeines Nachbars hingeworfen hatte, in ſeinen Klauen fort.

Und eben wollte er es auf einer alten Eiche verzehren, als ſich ein Fuchs herbei ſchlich, und ihm zurief:

Sey mir geſegnet, Vogel des Jupiter! — Für wen ſiehſt du mich an? fragte der Rabe. — Für wen ich dich anſehe? erwiederte der Fuchs. Biſt du nicht der rüſtige Adler, der täglich von der Rechte des Zeus auf dieſe Eiche herab kommt, mich Armen zu ſpeiſen? Warum verſtellſt du dich? Sehe ich denn nicht in der ſiegreichen Klaue die erflehte Gabe, die mir dein Gott durch dich zu ſchicken noch fortfährt?

Der Rabe erſtaunte, und freuete ſich innig, für einen Adler gehalten zu werden. Ich muß, dachte er, den Fuchs aus dieſem Irrthume nicht bringen. — Großmüthig dumm ließ er ihm alſo ſeinen Raub herabfallen, und flog ſtolz davon.

Der Fuchs fing das Fleiſch lachend auf, und fraß es mit boshafter Freude. Doch bald verkehrte ſich die Freude in ein ſchmerzhaftes Gefühl; das Gift fing an zu wirken, und er verreckte.

Möchtet ihr euch nie etwas anders als Gift erloben, verdammte Schmeichler!

16.

Der Geizige.

Ich Unglücklicher! klagte ein Geizhals ſeinem Nachbar. Man hat mir den Schatz, den ich in meinem Garten vergraben hatte, dieſe Nacht entwendet, und einen verdammten Stein an deſſen Stelle gelegt.

Du würdeſt, antwortete ihm der Nachbar, deinen

Schatz doch nicht genutzt haben. Bilde dir also ein, der Stein sey dein Schatz; und du bist nichts ärmer.

Wäre ich auch schon nichts ärmer, erwiederte der Geizhals; ist ein anderer nicht um so viel reicher? Ein anderer um so viel reicher! Ich möchte rasend werden.

17.

Der Rabe.

Der Fuchs sah, daß der Rabe die Altäre der Götter beraubte, und von ihren Opfern mit lebte. Da dachte er bei sich selbst: Ich möchte wohl wissen, ob der Rabe Antheil an den Opfern hat, weil er ein prophetischer Vogel ist; oder ob man ihn für einen prophetischen Vogel hält, weil er frech genug ist, die Opfer mit den Göttern zu theilen.

18.

Zeus und das Schaf.

Das Schaf mußte von allen Thieren vieles leiden. Da trat es vor den Zeus, und bat, sein Elend zu mindern.

Zeus schien willig, und sprach zu dem Schafe: Ich sehe wohl, mein frommes Geschöpf, ich habe dich allzu wehrlos erschaffen. Nun wähle, wie ich diesem Fehler am besten abhelfen soll. Soll ich deinen Mund mit schrecklichen Zähnen, und deine Füße mit Krallen rüsten?—

O nein, ſagte das Schaf; ich will nichts mit den reißenden Thieren gemein haben.

Oder, fuhr Zeus fort, ſoll ich Gift in deinen Speichel legen?

Ach! verſetzte das Schaf; die giftigen Schlangen werden ja ſo ſehr gehaßt. —

Nun was ſoll ich denn? Ich will Hörner auf deine Stirn pflanzen, und Stärke deinem Nacken geben.

Auch nicht, gütiger Vater; ich könnte leicht ſo ſtößig werden, als der Bock.

Und gleichwohl, ſprach Zeus, mußt du ſelbſt ſchaden können, wenn ſich Andere, dir zu ſchaden, hüten ſollen.

Müßt' ich das! ſeufzte das Schaf. O, ſo laß mich, gütiger Vater, wie ich bin. Denn das Vermögen, ſchaden zu können, erweckt, fürchte ich, die Luſt, ſchaden zu wollen; und es iſt beſſer, Unrecht leiden, als Unrecht thun.

Zeus ſegnete das fromme Schaf, und es vergaß von Stund an, zu klagen.

19.

Der Fuchs und der Tieger.

Deine Geſchwindigkeit und Stärke, ſagte ein Fuchs zu dem Tieger, möchte ich mir wohl wünſchen.

Und ſonſt hätte ich nichts, was dir anſtände? fragte der Tieger.

Ich wüßte nichts! — — Auch mein ſchönes Fell nicht? fuhr der Tieger fort. Es iſt ſo vielfarbig als dein Gemüth, und das Aeußere würde ſich vortrefflich zu dem Innern ſchicken.

Eben darum, verſetzte der Fuchs, danke ich recht ſehr dafür. Ich muß das nicht ſcheinen, was ich bin. Aber wollten die Götter, daß ich meine Haare mit Federn vertauſchen könnte!

20.

Der Mann und der Hund.

Ein Mann ward von einem Hunde gebiſſen, gerieth darüber in Zorn, und erſchlug den Hund. Die Wunde ſchien gefährlich, und der Arzt mußte zu Rathe gezogen werden.

Hier weiß ich kein beſſeres Mittel, ſagte der Empirikus, als daß man ein Stück Brod in die Wunde tauche, und es dem Hunde zu freſſen gebe. Hilft dieſe ſympathetiſche Cur nicht, ſo — Hier zuckte der Arzt die Achſel.

Unglücklicher Jachzorn! rief der Mann; ſie kann nicht helfen, denn ich habe den Hund erſchlagen.

21.

Die Traube.

Ich kenne einen Dichter, dem die ſchreiende Bewunderung ſeiner kleinen Nachahmer weit mehr geſchadet hat, als die neidiſche Verachtung ſeiner Kunſtrichter.

Sie iſt ja doch ſauer! ſagte der Fuchs von der Traube, nach der er lange genug vergebens geſprungen war. Das hörte ein Sperling, und ſprach: Sauer ſollte dieſe Traube ſeyn? Darnach ſieht ſie mir doch nicht aus! Er flog hin, und koſtete, und fand ſie ungemein ſüß, und rief hundert näſchige Brüder herbei. Koſtet doch! ſchrie er; koſtet doch! Dieſe treffliche Traube ſchalt der Fuchs ſauer. — Sie koſteten alle, und in wenig Augenblicken ward die Traube ſo zugerichtet, daß nie ein Fuchs wieder darnach ſprang.

22.

Der Fuchs.

Ein verfolgter Fuchs rettete ſich auf eine Mauer. Um auf der andern Seite gut herab zu kommen, ergriff er einen nahen Dornſtrauch. Er ließ ſich auch glücklich daran nieder, nur daß ihn die Dornen ſchmerzlich verwundeten. Elende Helfer, rief der Fuchs, die nicht helfen können, ohne zugleich zu ſchaden!

23.

Das Schaf.

Als Jupiter das Fest seiner Vermählung feierte, und alle Thiere ihm Geschenke brachten, vermißte Juno das Schaf.

Wo bleibt das Schaf? fragte die Göttin. Warum versäumt das fromme Schaf, uns sein wohlmeinendes Geschenk zu bringen?

Und der Hund nahm das Wort, und sprach: Zürne nicht, Göttin! Ich habe das Schaf noch heute gesehen; es war sehr betrübt, und jammerte laut.

Und warum jammerte das Schaf? fragte die schon gerührte Göttin.

Ich ärmste! so sprach es. Ich habe jetzt weder Wolle, noch Milch; was werde ich dem Jupiter schenken? Soll ich, ich allein, leer vor ihm erscheinen? Lieber will ich hingehen, und den Hirten bitten, daß er mich ihm opfere!

Indem drang mit des Hirten Gebete der Rauch des geopferten Schafes, dem Jupiter ein süßer Geruch, durch die Wolken. Und jetzt hätte Juno die erste Thräne geweinet, wenn Thränen ein unsterbliches Auge benetzten.

24.

Die Ziegen.

Die Ziegen baten den Zeus, auch ihnen Hörner zu geben; denn Anfangs hatten die Ziegen keine Hörner.

Ueberlegt es wohl, was ihr bittet: ſagte Zeus. Es iſt mit dem Geſchenke der Hörner ein anderes unzertrennlich verbunden, das euch ſo angenehm nicht ſeyn möchte.

Doch die Ziegen beharrten auf ihrer Bitte, und Zeus ſprach: So habt denn Hörner!

Und die Ziegen bekamen Hörner — und Bart! Denn Anfangs hatten die Ziegen auch keinen Bart. O wie ſchmerzte ſie der häßliche Bart! Weit mehr, als ſie die ſtolzen Hörner erfreuten!

25.

Der wilde Apfelbaum.

In dem hohlen Stamm eines wilden Apfelbaumes ließ ſich ein Schwarm Bienen nieder. Sie füllten ihn mit den Schätzen ihres Honigs, und der Baum ward ſo ſtolz darauf, daß er alle andere Bäume gegen ſich verachtete.

Da rief ihm ein Roſenſtock zu: Elender Stolz auf geliehene Süßigkeiten! Iſt deine Frucht darum weniger herbe? In dieſe treibe den Honig hinauf, wenn du es vermagſt; und dann erſt wird der Menſch dich ſegnen!

26.

Der Hirſch und der Fuchs.

Der Hirſch ſprach zu dem Fuchſe: Nun wehe uns armen ſchwächeren Thieren! Der Löwe hat ſich mit dem Wolfe verbunden.

Mit dem Wolfe? ſagte der Fuchs. Das mag noch hingehen! Der Löwe brüllt, der Wolf heult; und ſo werdet ihr euch noch oft bei Zeiten mit der Flucht retten können. Aber alsdann, alsdann möchte es um uns alle geſchehen ſeyn, wenn es dem gewaltigen Löwen einfallen ſollte, ſich mit dem ſchleichenden Luchſe zu verbinden.

27.

Der Dornſtrauch.

Aber ſage mir doch, fragte die Weide den Dornſtrauch, warum du nach den Kleidern des vorbei gehenden Menſchen ſo begierig biſt? Was willſt du damit? Was können ſie dir helfen?

Nichts! ſagte der Dornſtrauch. Ich will ſie ihm auch nicht nehmen; ich will ſie ihm nur zerreißen.

28.

Die Furien.

Meine Furien, ſagte Pluto zu dem Boten der Götter, werden alt und ſtumpf. Ich brauche friſche. Geh

also, Merkur, und suche mir auf der Oberwelt drei tüchtige Weibspersonen dazu aus. Merkur ging. —

Kurz hierauf sagte Juno zu ihrer Dienerin: Glaubtest du wohl, Iris, unter den Sterblichen zwei oder drei vollkommen strenge, züchtige Mädchen zu finden? Aber vollkommen strenge! Verstehst du mich? Um Cytheren Hohn zu sprechen, die sich das ganze weibliche Geschlecht unterworfen zu haben, rühmet. Geh immer, und sieh, wo du sie auftreibst. Iris ging. —

In welchem Winkel der Erde suchte nicht die gute Iris! Und dennoch umsonst! Sie kam ganz allein wieder, und Juno rief ihr entgegen: Ist es möglich? O Keuschheit! O Tugend!

Göttin, sagte Iris; ich hätte dir wohl drei Mädchen bringen können, die alle drei vollkommen streng und züchtig gewesen; die alle drei nie einer Mannsperson gelächelt; die alle drei den geringsten Funken der Liebe in ihren Herzen erstickt: aber ich kam leider zu spät. —

Zu spät? sagte Juno. Wie so?

„Eben hatte sie Merkur für den Pluto abgeholt."

Für den Pluto? Und wozu will Pluto diese Tugendhaften? —

„Zu Furien."

29.

Tiresias.

Tiresias nahm seinen Stab, und ging über Feld. Sein Weg trug ihn durch einen heiligen Hain, und

mitten in dem Haine, wo drei Wege einander durchkreuzten, ward er ein Paar Schlangen gewahr, die ſich begatteten. Da hub Tireſias ſeinen Stab auf, und ſchlug unter die verliebten Schlangen. — Aber, o Wunder! Indem der Stab auf die Schlangen herabſank, ward Tireſias zum Weibe.

Nach neun Monden ging das Weib Tireſias wieder durch den heiligen Hain; und an eben dem Orte, wo die drei Wege einander durchkreuzten, ward ſie ein Paar Schlangen gewahr, die mit einander kämpften. Da hub Tireſias abermals ihren Stab auf, und ſchlug unter die ergrimmten Schlangen, und — o Wunder! Indem der Stab die kämpfenden Schlangen ſchied, ward das Weib Tireſias wieder zum Manne.

30.

Minerva.

Laß ſie doch, Freund, laß ſie, die kleinen hämiſchen Neider deines wachſenden Ruhmes! Warum will dein Witz ihre der Vergeſſenheit beſtimmte Namen verewigen?

In dem unſinnigen Kriege, welchen die Rieſen wider die Götter führten, ſtellten die Rieſen der Minerva einen ſchrecklichen Drachen entgegen. Minerva aber ergriff den Drachen, und ſchleuderte ihn mit gewaltiger Hand an das Firmament. Da glänzt er noch; und was ſo oft großer Thaten Belohnung war, ward des Drachen beneidenswürdige Strafe.

Drittes Buch.

1.

Der Besitzer des Bogens.

Ein Mann hatte einen trefflichen Bogen von Ebenholz, mit dem er sehr weit und sehr sicher schoß, und den er ungemein werth hielt. Einst aber, als er ihn aufmerksam betrachtete, sprach er: Ein wenig zu plump bist du doch! Alle deine Zierde ist die Glätte. Schade! — Doch dem ist abzuhelfen; fiel ihm ein. Ich will hingehen und den besten Künstler Bilder in den Bogen schnitzen lassen. — Er ging hin; und der Künstler schnitzte eine ganze Jagd auf den Bogen; und was hätte sich besser auf einen Bogen geschickt, als eine Jagd?

Der Mann war voller Freuden. „Du verdienst diese Zierrathen, mein lieber Bogen!“ — Indem will er ihn versuchen; er spannt, und der Bogen — zerbricht.

2.

Die Nachtigall und die Lerche.

Was soll man zu den Dichtern sagen, die so gern ihren Flug weit über alle Fassung des größten Theiles

ihrer Leſer nehmen? Was ſonſt, als was die Nachtigall einſt zu der Lerche ſagte: Schwingſt du dich, Freundin, nur darum ſo hoch, um nicht gehört zu werden?

3.

Der Geiſt des Salomo.

Ein ehrlicher Greis trug des Tages Laſt und Hitze, ſein Feld mit eigener Hand zu pflügen, und mit eigener Hand den reinen Samen in den lockern Schooß der willigen Erde zu ſtreuen.

Auf einmal ſtand unter dem breiten Schatten einer Linde eine göttliche Erſcheinung vor ihm da! Der Greis ſtutzte.

Ich bin Salomo, ſagte mit vertraulicher Stimme das Phantom. Was machſt du hier, Alter?

Wenn du Salomo biſt, verſetzte der Alte, wie kannſt du fragen? Du ſchickteſt mich in meiner Jugend zu der Ameiſe: ich ſahe ihren Wandel, und lernte von ihr fleißig ſeyn und ſammeln. Was ich da lernte, das thue ich noch. —

Du haſt deine Lection nur halb gelernt, verſetzte der Geiſt. Geh noch einmal hin zur Ameiſe, und lerne nun auch von ihr in dem Winter deiner Jahre ruhen, und des Geſammelten genießen.

4.

Das Geſchenk der Feyen.

Zu der Wiege eines jungen Prinzen, der in der Folge einer der größten Regenten ſeines Landes ward, traten zwei wohlthätige Feyen.

Ich ſchenke dieſem meinem Lieblinge, ſagte die eine, den ſcharfſichtigen Blick des Adlers, dem in ſeinem weiten Reiche auch die kleinſte Mücke nicht entgeht.

Das Geſchenk iſt ſchön, unterbrach ſie die zweite Feye. Der Prinz wird ein einſichtsvoller Monarch werden. Aber der Adler beſitzt nicht allein Scharfſichtigkeit, die kleinſten Mücken zu bemerken; er beſitzt auch eine edle Verachtung, ihnen nicht nachzujagen. Und dieſe nehme der Prinz von mir zum Geſchenk!

Ich danke dir, Schweſter, für dieſe weiſe Einſchränkung, verſetzte die erſte Feye. Es iſt wahr; viele würden weit größere Könige geweſen ſeyn, wenn ſie ſich weniger mit ihrem durchdringenden Verſtande bis zu den kleinſten Angelegenheiten hätten erniedrigen wollen.

5.

Das Schaf und die Schwalbe.

Eine Schwalbe flog auf ein Schaf, ihm ein wenig Wolle für ihr Neſt auszurupfen. Das Schaf ſprang unwillig hin und wieder. Wie biſt du denn nur gegen mich ſo karg? ſagte die Schwalbe. Dem Hirten erlaubſt

du, daß er dich deiner Wolle über und über entblößen darf; und mir verweigerst du eine kleine Flocke. Woher kömmt das?

Das kömmt daher, antwortete das Schaf, weil du mir meine Wolle nicht mit eben so guter Art zu nehmen weißt, als der Hirte.

6.

Der Rabe.

Der Rabe bemerkte, daß der Adler ganze dreißig Tage über seinen Eiern brütete. Und daher kömmt es, ohne Zweifel, sprach er, daß die Jungen des Adlers so allsehend und stark werden. Gut! das will ich auch thun.

Und seitdem brütet der Rabe wirklich ganze dreißig Tage über seinen Eiern; aber noch hat er nichts, als elende Raben ausgebrütet.

7.

Der Rangstreit der Thiere,

in vier Fabeln.

1.

Es entstand ein hitziger Rangstreit unter den Thieren. Ihn zu schlichten, sprach das Pferd, lasset uns den Menschen zu Rathe ziehen; er ist keiner von den streitenden Theilen, und kann desto unpartheiischer seyn.

Aber hat er auch den Verstand dazu? ließ sich ein Maulwurf hören. Er braucht wirklich den allerfeinsten, unsere oft tief versteckten Vollkommenheiten zu erkennen.

Das war sehr weislich erinnert! sprach der Hamster.

Ja wohl! rief auch der Igel. Ich glaube es nimmermehr, daß der Mensch Scharfsichtigkeit genug besitzet.

Schweigt ihr! befahl das Pferd. Wir wissen es schon: Wer sich auf die Güte seiner Sache am wenigsten zu verlassen hat, ist immer am fertigsten, die Einsicht seines Richters in Zweifel zu ziehen.

8.

2.

Der Mensch ward Richter. — Noch ein Wort, rief ihm der majestätische Löwe zu, bevor du den Ausspruch thust. Nach welcher Regel, Mensch, willst du unsern Werth bestimmen?

Nach welcher Regel? Nach dem Grade, ohne Zweifel, antwortete der Mensch, in welchem ihr mir mehr oder weniger nützlich seyd. —

Vortrefflich! versetzte der beleidigte Löwe. Wie weit würde ich alsdann unter dem Esel zu stehen kommen! Du kannst unser Richter nicht seyn, Mensch! Verlaß die Versammlung!

9.

3.

Der Menſch entfernte ſich. — Nun, ſprach der höhniſche Maulwurf, — (und ihm ſtimmten der Hamſter und der Igel wieder bei) — ſiehſt du, Pferd? der Löwe meint es auch, daß der Menſch unſer Richter nicht ſeyn kann. Der Löwe denkt, wie wir.

Aber aus beſſern Gründen, als ihr! ſagte der Löwe, und warf ihnen einen verächtlichen Blick zu.

10.

4.

Der Löwe fuhr weiter fort: Der Rangſtreit, wenn ich es recht überlege, iſt ein nichtswürdiger Streit! Haltet mich für den Vornehmſten oder für den Geringſten; es gilt mir gleich viel. Genug, ich kenne mich! — Und ſo ging er aus der Verſammlung.

Ihm folgte der weiſe Elephant, der kühne Tieger, der ernſthafte Bär, der kluge Fuchs, das edle Pferd; kurz, alle, die ihren Werth fühlten, oder zu fühlen glaubten.

Die ſich am letzten wegbegaben, und über die zerriſſene Verſammlung am meiſten murreten, waren — der Affe und der Eſel.

11.

Der Bär und der Elephant.

Die unverständigen Menschen! sagte der Bär zu dem Elephanten. Was fordern sie nicht alles von uns bessern Thieren! Ich muß nach der Musik tanzen; ich, der ernsthafte Bär! Und sie wissen es doch nur allzu wohl, daß sich solche Possen zu meinem ehrwürdigen Wesen nicht schicken; denn warum lachten sie sonst, wenn ich tanze?

Ich tanze auch nach der Musik, versetzte der gelehrige Elephant; und glaube eben so ernsthaft und ehrwürdig zu seyn, als du. Gleichwohl haben die Zuschauer nie über mich gelacht; freudige Bewunderung bloß war auf ihren Gesichtern zu lesen. Glaube mir also, Bär, die Menschen lachen nicht darüber, daß du tanzest, sondern darüber, daß du dich so albern dazu anschickst.

12.

Der Strauß.

Das pfeilschnelle Rennthier sah den Strauß, und sprach: Das Laufen des Straußes ist so außerordentlich eben nicht; aber ohne Zweifel fliegt er desto besser.

Ein andermal sahe der Adler den Strauß, und sprach: Fliegen kann der Strauß nun wohl nicht; aber ich glaube, er muß gut laufen können.

13.

Die Wohlthaten,

in zwei Fabeln.

1.

Haſt du wohl einen größern Wohlthäter unter den Thieren, als uns? fragte die Biene den Menſchen.

Ja wohl! erwiederte dieſer.

„Und wen?“

Das Schaf! Denn ſeine Wolle iſt mir nothwendig, und dein Honig iſt mir nur angenehm.

14.

2.

Und willſt du noch einen Grund wiſſen, warum ich das Schaf für meinen größern Wohlthäter halte, als dich, Biene? Das Schaf ſchenket mir ſeine Wolle ohne die geringſte Schwierigkeit; aber wenn du mir deinen Honig ſchenkeſt, muß ich mich noch immer vor deinem Stachel fürchten.

15.

Die Eiche.

Der raſende Nordwind hatte ſeine Stärke in einer ſtürmiſchen Nacht an einer erhabenen Eiche bewieſen.

Nun lag ſie geſtreckt, und eine Menge niedriger Sträucher lagen unter ihr zerſchmettert. Ein Fuchs, der ſeine Grube nicht weit davon hatte, ſahe ſie des Morgens darauf. Was für ein Baum! rief er. Hätte ich doch nimmermehr gedacht, daß er ſo groß geweſen wäre!

16.

Die Geſchichte des alten Wolfs,

in ſieben Fabeln.

1.

Der böſe Wolf war zu Jahren gekommen, und faßte den gleißenden Entſchluß, mit den Schäfern auf einem gütlichen Fuß zu leben. Er machte ſich alſo auf, und kam zu dem Schäfer, deſſen Horden ſeiner Höhle die nächſten waren.

Schäfer, ſprach er, du nenneſt mich den blutgierigen Räuber, der ich doch wirklich nicht bin. Freilich muß ich mich an deine Schafe halten, wenn mich hungert; denn Hunger thut weh. Schütze mich nur vor dem Hunger; mache mich nur ſatt, und du ſollſt mit mir recht wohl zufrieden ſeyn. Denn ich bin wirklich das zahmſte, ſanftmüthigſte Thier, wenn ich ſatt bin.

Wenn du ſatt biſt? Das kann wohl ſeyn: verſetzte der Schäfer. Aber wenn biſt du denn ſatt? Du und der Geiz werden es nie. Geh deinen Weg!

17.

2.

Der abgewiesene Wolf kam zu einem zweiten Schäfer.

Du weißt, Schäfer, war seine Anrede, daß ich dir das Jahr durch manches Schaf würgen könnte. Willst du mir überhaupt jedes Jahr sechs Schafe geben, so bin ich zufrieden. Du kannst alsdann sicher schlafen, und die Hunde ohne Bedenken abschaffen.

Sechs Schafe? sprach der Schäfer. Das ist ja eine ganze Heerde! —

Nun, weil du es bist, so will ich mich mit fünfen begnügen: sagte der Wolf.

„Du scherzest; fünf Schafe! Mehr als fünf Schafe opfre ich kaum im ganzen Jahre dem Pan."

Auch nicht viere? fragte der Wolf weiter; und der Schäfer schüttelte spöttisch den Kopf.

„Drei? — Zwei?" — —

Nicht ein einziges; fiel endlich der Bescheid. Denn es wäre ja wohl thöricht, wenn ich mich einem Feinde zinsbar machte, vor welchem ich mich durch meine Wachsamkeit sichern kann.

18.

3.

Aller guten Dinge sind drei; dachte der Wolf, und kam zu einem dritten Schäfer.

Es geht mir recht nahe, sprach er, daß ich unter euch Schäfern als das grausamste, gewissenloseste Thier

verführisch bin. Dir, Montan, will ich jetzt beweisen, wie unrecht man mir thut. Gieb mir jährlich ein Schaf, so soll deine Heerde in jenem Walde, den niemand unsicher macht, als ich, frei und unbeschädigt weiden dürfen. Ein Schaf! Welche Kleinigkeit! Könnte ich großmüthiger, könnte ich uneigennütziger handeln? — Du lachst, Schäfer? Worüber lachst du denn?

O über nichts! Aber wie alt bist du, guter Freund? sprach der Schäfer.

„Was geht dich mein Alter an? Immer noch alt genug, dir deine liebsten Lämmer zu würgen.“

Erzürne dich nicht, alter Isegrim! Es thut mir leid, daß du mit deinem Vorschlage einige Jahre zu spät kömmst. Deine ausgebissenen Zähne verrathen dich. Du spielst den Uneigennützigen, bloß um dich desto gemächlicher, mit desto weniger Gefahr, nähren zu können.

19.

4.

Der Wolf ward ärgerlich, faßte sich aber doch, und ging auch zu dem vierten Schäfer. Diesem war eben sein treuer Hund gestorben, und der Wolf machte sich den Umstand zu Nutze.

Schäfer, sprach er, ich habe mich mit meinen Brüdern in dem Walde veruneiniget, und so, daß ich mich in Ewigkeit nicht wieder mit ihnen aussöhnen werde. Du weißt, wie viel du von ihnen zu fürchten hast! Wenn

du mich aber anſtatt deines verſtorbenen Hundes in Dienſte nehmen willſt, ſo ſtehe ich dir dafür, daß ſie keines deiner Schafe auch nur ſcheel anſehen ſollen.

Du willſt ſie alſo, verſetzte der Schäfer, gegen deine Brüder im Walde beſchützen? —

„Was meine ich denn ſonſt? Freilich.“

Das wäre nicht übel! Aber, wenn ich dich nun in meine Horden einnähme, ſage mir doch, wer ſollte alsdann meine armen Schafe gegen dich beſchützen? Einen Dieb ins Haus nehmen, um vor den Dieben außer dem Hauſe ſicher zu ſeyn, das halten wir Menſchen — —

Ich höre ſchon! ſagte der Wolf; du fängſt an zu moraliſiren. Lebe wohl!

20.

5.

Wäre ich nicht ſo alt! knirſchte der Wolf. Aber ich muß mich, leider, in die Zeit ſchicken. Und ſo kam er zu dem fünften Schäfer.

Kennſt du mich, Schäfer? fragte der Wolf.

Deines gleichen wenigſtens kenne ich, verſetzte der Schäfer.

„Meines gleichen? Daran zweifle ich ſehr. Ich bin ein ſo ſonderbarer Wolf, daß ich deiner und aller Schäfer Freundſchaft wohl werth bin.“

Und wie ſonderbar biſt du denn?

„Ich könnte kein lebendiges Schaf würgen und freſſen, und wenn es mir das Leben koſten ſollte. Ich nähre mich bloß mit todten Schafen. Iſt das nicht löblich? Erlaube mir alſo immer, daß ich mich dann und wann bei deiner Heerde einfinden, und nachfragen darf, ob dir nicht —“

Spare die Worte! ſagte der Schäfer. Du müßteſt gar keine Schafe freſſen, auch nicht einmal todte, wenn ich dein Feind nicht ſeyn ſollte. Ein Thier, das mir ſchon todte Schafe frißt, lernt leicht aus Hunger kranke Schafe für todt, und geſunde für krank anſehen. Mache auf meine Freundſchaft alſo keine Rechnung, und geh!

21.

6.

Ich muß nun ſchon mein Liebſtes daran wenden, um zu meinem Zwecke zu gelangen: dachte der Wolf, und kam zu dem ſechsten Schäfer.

Schäfer, wie gefällt dir mein Pelz? fragte der Wolf.

Dein Pelz? ſagte der Schäfer. Laß ſehen! Er iſt ſchön; die Hunde müſſen dich nicht oft unter gehabt haben.

„Nun ſo höre, Schäfer; ich bin alt, und werde es ſo lange nicht mehr treiben. Füttere mich zu Tode; und ich vermache dir meinen Pelz.“

Ei ſieh doch! ſagte der Schäfer. Kömmſt du auch hinter die Schliche der alten Geizhälſe? Nein, nein;

dein Pelz würde mich am Ende siebenmal mehr kosten, als er werth wäre. Ist es dir aber ein Ernst, mir ein Geschenk zu machen, so gieb mir ihn gleich jetzt. — Hiermit griff der Schäfer nach der Keule, und der Wolf flohe.

22.

7.

O die Unbarmherzigen! schrie der Wolf, und gerieth in die äußerste Wuth. So will ich auch als ihr Feind sterben, ehe mich der Hunger tödtet; denn sie wollen es nicht besser!

Er lief, brach in die Wohnungen der Schäfer ein, riß ihre Kinder nieder, und ward nicht ohne große Mühe von den Schäfern erschlagen.

Da sprach der Weiseste von ihnen: Wir thaten doch wohl Unrecht, daß wir den alten Räuber auf das Aeußerste brachten, und ihm alle Mittel zur Besserung, so spät und erzwungen sie auch war, benahmen!

23.

Die Maus.

Eine philosophische Maus pries die gütige Natur, daß sie die Mäuse zu einem so vorzüglichen Gegenstande ihrer Erhaltung gemacht habe. Denn eine Hälfte von uns, sprach sie, erhielt von ihr Flügel, daß, wenn wir

hier unten auch alle von den Katzen ausgerottet würden, ſie doch mit leichter Mühe aus den Fledermäuſen unſer ausgerottetes Geſchlecht wieder herſtellen könnte.

Die gute Maus wußte nicht, daß es auch geflügelte Katzen giebt. Und ſo beruhet unſer Stolz meiſtens auf unſerer Unwiſſenheit!

24.

Die Schwalbe.

Glaubet mir, Freunde; die große Welt iſt nicht für den Weiſen, iſt nicht für den Dichter! Man kennet da ihren wahren Werth nicht, und ach! ſie ſind oft ſchwach genug, ihn mit einem nichtigen zu vertauſchen.

In den erſten Zeiten war die Schwalbe ein eben ſo tonreicher, melodiſcher Vogel, als die Nachtigall. Sie ward es aber bald müde, in den einſamen Büſchen zu wohnen, und da von niemand, als dem fleißigen Landmanne und der unſchuldigen Schäferin gehört und bewundert zu werden. Sie verließ ihre demüthigere Freundin, und zog in die Stadt. — Was geſchah? Weil man in der Stadt nicht Zeit hatte, ihr göttliches Lied zu hören, ſo verlernte ſie es nach und nach, und lernte dafür — bauen.

25.

Der Adler.

Man fragte den Adler: warum erzieheſt du deine Jungen ſo hoch in der Luft?

Der Adler antwortete: Würden ſie ſich, erwachſen, ſo nahe zur Sonne wagen, wenn ich ſie tief an der Erde erzöge?

26.

Der junge und der alte Hirſch.

Ein Hirſch, den die gütige Natur Jahrhunderte leben laſſen, ſagte einſt zu einem ſeiner Enkel: Ich kann mich der Zeit noch ſehr wohl erinnern, da der Menſch das donnernde Feuerrohr noch nicht erfunden hatte.

Welche glückliche Zeit muß das für unſer Geſchlecht geweſen ſeyn! ſeufzete der Enkel.

Du ſchließeſt zu geſchwind! ſagte der alte Hirſch. Die Zeit war anders, aber nicht beſſer. Der Menſch hatte da, anſtatt des Feuerrohres, Pfeile und Bogen; und wir waren eben ſo ſchlimm daran, als jetzt.

27.

Der Pfau und der Hahn.

Einſt ſprach der Pfau zu der Henne: Sieh einmal, wie hochmüthig und trotzig dein Hahn einher tritt! Und

doch ſagen die Menſchen nicht: der ſtolze Hahn; ſondern nur immer: der ſtolze Pfau.

Das macht, ſagte die Henne, weil der Menſch einen gegründeten Stolz überſieht. Der Hahn iſt auf ſeine Wachſamkeit, auf ſeine Mannheit ſtolz; aber worauf du? — Auf Farben und Federn.

28.

Der Hirſch.

Die Natur hatte einen Hirſch von mehr als gewöhnlicher Größe gebildet, und an dem Halſe hingen ihm lange Haare herab. Da dachte der Hirſch bei ſich ſelbſt: Du könnteſt dich ja wohl für ein Elend anſehen laſſen. Und was that der Eitele, ein Elend zu ſcheinen? Er hing den Kopf traurig zur Erde, und ſtellte ſich, ſehr oft das böſe Weſen zu haben.

So glaubt nicht ſelten ein witziger Geck, daß man ihn für keinen ſchönen Geiſt halten werde, wenn er nicht über Kopfweh und Hypochonder klage.

29.

Der Adler und der Fuchs.

Sey auf deinen Flug nicht ſo ſtolz! ſagte der Fuchs zu dem Adler. Du ſteigſt doch nur deswegen ſo hoch in die Luft, um dich deſto weiter nach einem Aaſe umſehen zu können.

So kenne ich Männer, die tiefſinnige Weltweiſe geworden ſind, nicht aus Liebe zur Wahrheit, ſondern aus Begierde zu einem einträglichen Lehramte.

30.

Der Schäfer und die Nachtigall.

Du zürneſt, Liebling der Muſen, über die laute Menge des parnaſſiſchen Geſchmeißes? — O, höre von mir, was einſt die Nachtigall hören mußte.

Singe doch, liebe Nachtigall! rief ein Schäfer der ſchweigenden Sängerin, an einem lieblichen Frühlingsabende, zu.

Ach! ſagte die Nachtigall; die Fröſche machen ſich ſo laut, daß ich alle Luſt zum Singen verliere. Höreſt du ſie nicht?

Ich höre ſie freilich, verſetzte der Schäfer. Aber nur dein Schweigen iſt Schuld, daß ich ſie höre.

Abhandlungen.

I.

Von dem Wesen der Fabel.

Jede Erdichtung, womit der Poet eine gewisse Absicht verbindet, heißt seine Fabel. So heißt die Erdichtung, welche er durch die Epopee, durch das Drama herrschen läßt, die Fabel seiner Epopee, die Fabel seines Drama.

Von diesen Fabeln ist hier die Rede nicht. Mein Gegenstand ist die sogenannte Aesopische Fabel. Auch diese ist eine Erdichtung; eine Erdichtung, die auf einen gewissen Zweck abzielet.

Man erlaube mir, gleich Anfangs einen Sprung in die Mitte meiner Materie zu thun, um eine Anmerkung daraus herzuholen, auf die sich eine gewisse Eintheilung der Aesopischen Fabel gründet, deren ich in der Folge zu oft gedenken werde, und die mir so bekannt nicht scheinet, daß ich sie, auf gut Glück, bei meinen Lesern voraussetzen dürfte.

Aesopus machte die meisten seiner Fabeln bei wirklichen Vorfällen. Seine Nachfolger haben sich dergleichen Vorfälle meistens erdichtet, oder auch wohl an ganz und gar keinen Vorfall, sondern bloß an diese oder jene allgemeine Wahrheit, bei Verfertigung der ihrigen, gedacht. Diese begnügten sich folglich, die allgemeine Wahrheit, durch die erdichtete Geschichte ihrer Fabel, erläutert

zu haben; wenn jener noch über dieſes die Aehnlichkeit ſeiner erdichteten Geſchichte mit dem gegenwärtigen wirklichen Vorfalle faßlich machen, und zeigen mußte, daß aus beiden, ſowohl aus der erdichteten Geſchichte als dem wirklichen Vorfalle, ſich eben dieſelbe Wahrheit bereits ergebe, oder gewiß ergeben werde.

Und hieraus entſpringt die Eintheilung in einfache und zuſammengeſetzte Fabeln.

Einfach iſt die Fabel, wenn ich aus der erdichteten Begebenheit derſelben bloß irgend eine allgemeine Wahrheit folgern laſſe. — „Man machte der Löwin den Vorwurf, daß ſie nur Ein Junges zur Welt brächte. Ja, ſprach ſie, nur Eins; aber einen Löwen.“ [1] — Die Wahrheit, welche in dieſer Fabel liegt, ὅτι το καλον οὐκ ἐν πληθει, ἀλλ᾽ ἀρετῃ, leuchtet ſogleich in die Augen; und die Fabel iſt einfach, wenn ich es bei dem Ausdrucke dieſes allgemeinen Satzes bewenden laſſe.

Zuſammengeſetzt hingegen iſt die Fabel, wenn die Wahrheit, die ſie uns anſchauend zu erkennen giebt, auf einen wirklich geſchehenen, oder doch als wirklich geſchehen angenommenen Fall, weiter angewendet wird. — „Ich mache,“ ſprach ein höhniſcher Reimer zu dem Dichter, in einem Jahre ſieben Trauerſpiele; aber du? In ſieben Jahren Eins! Recht; nur Eins! verſetzte der Dichter; aber eine Athalie!“ — Man mache dieſes zur Anwendung der vorigen Fabel, und die Fabel wird zuſammengeſetzt; denn ſie beſteht nunmehr gleichſam aus zwei Fabeln, aus zwei einzelnen Fällen, in welchen beiden ich die Wahrheit eben deſſelben Lehrſatzes beſtätiget finde.

Dieſe Eintheilung aber — kaum brauche ich es zu

[1] Fabul. Aesop. 216. Edit. Hauptmannianæ.

erinnern — beruhet nicht auf einer wesentlichen Verschiedenheit der Fabeln selbst; sondern bloß auf der verschiedenen Bearbeitung derselben. Und aus dem Exempel schon hat man es ersehen, daß eben dieselbe Fabel bald einfach, bald zusammengesetzt seyn kann. Bei dem Phädrus ist die Fabel von dem kreißenden Berge eine einfache Fabel.

— — — Hoc scriptum est tibi,
Qui magna cum minaris, extricas nihil.

Ein jeder, ohne Unterschied, der große und fürchterliche Anstalten einer Nichtswürdigkeit wegen macht; der sehr weit ausholt, um einen sehr kleinen Sprung zu thun; jeder Prahler, jeder vielversprechende Thor, von allen möglichen Arten, siehet hier sein Bild! Bei unserm Hagedorn aber wird eben dieselbe Fabel zu einer zusammengesetzten Fabel, indem er einen gebärenden schlechten Poeten zu dem besondern Gegenbilde des kreißenden Berges macht.

Ihr Götter rettet! Menschen flieht!
Ein schwangrer Berg beginnt zu kreißen,
Und wird jetzt, eh man sichs versieht,
Mit Sand und Schollen um sich schmeißen ꝛc.
— — — — — — — — — — —

Suffenus schwitzt und lärmt und schäumt;
Nichts kann den hohen Eifer zähmen;
Er stampft, er knirscht: warum? er reimt,
Und will jetzt den Homer beschämen ꝛc.
— — — — — — — — — — —

Allein gebt Acht, was kommt heraus?
Hier ein Sonnet, dort eine Maus.

Diese Eintheilung also, von welcher die Lehrbücher der Dichtkunst ein tiefes Stillschweigen beobachten, ungeachtet ihres mannichfaltigen Nutzens in der richtigern

Bestimmung verschiedener Regeln: diese Eintheilung, sage ich, vorausgesetzt, will ich mich auf den Weg machen. Es ist kein unbetretener Weg. Ich sehe eine Menge Fußstapfen vor mir, die ich zum Theil untersuchen muß, wenn ich überall sichere Tritte zu thun gedenke. Und in dieser Absicht will ich sogleich die vornehmsten Erklärungen prüfen, welche meine Vorgänger von der Fabel gegeben haben.

De la Motte.

Dieser Mann, welcher nicht sowohl ein großes poetisches Genie, als ein guter, aufgeklärter Kopf war, der sich an mancherlei wagen und überall erträglich zu bleiben hoffen durfte, erklärt die Fabel durch eine unter die Allegorie einer Handlung versteckte Lehre.[1]

Als sich der Sohn des stolzen Tarquinius bei den Gabiern nunmehr festgesetzt hatte, schickte er heimlich einen Boten an seinen Vater, und ließ ihn fragen, was er weiter thun solle? Der König, als der Bote zu ihm kam, befand sich eben auf dem Felde, hob seinen Stab auf, schlug den höchsten Mohnstengeln die Häupter ab, und sprach zu dem Boten: Geh, und erzähle meinem Sohne, was ich jetzt gethan habe! Der Sohn verstand den stummen Befehl des Vaters, und ließ die Vornehmsten der Gabier hinrichten.[2] — Hier ist eine allegorische Handlung; — hier ist eine unter die Allegorie dieser Handlung versteckte Lehre; aber ist hier eine Fabel? Kann man sagen, daß Tarquinius seine Meinung den Sohn durch eine Fabel habe wissen lassen? Gewiß nicht!

[1] La Fable est une instruction deguisée sous l'allegorie d'une action. *Discours sur la Fable.*

[2] Florus. lib. I. cap. 7.

Jener Vater, der seinen uneinigen Söhnen die Vortheile der Eintracht an einem Bündel Ruthen zeigte, das sich nicht anders als stückweise zerbrechen lasse, machte der eine Fabel?[1]

Aber wenn eben derselbe Vater seinen uneinigen Söhnen erzählt hätte, wie glücklich drei Stiere, so lange sie einig waren, den Löwen von sich abhielten, und wie bald sie des Löwen Raub wurden, als Zwietracht unter sie kam, und jeder sich seine eigene Weide suchte:[2] alsdann hätte doch der Vater seinen Söhnen ihr Bestes in einer Fabel gezeigt? Die Sache ist klar.

Folglich ist es eben so klar, daß die Fabel nicht bloß eine allegorische Handlung, sondern die Erzählung einer solchen Handlung seyn kann. Und dieses ist das erste, was ich wider die Erklärung des de la Motte zu erinnern habe.

Aber was will er mit seiner Allegorie? — Ein so fremdes Wort, womit nur wenige einen bestimmten Begriff verbinden, sollte überhaupt aus einer guten Erklärung verbannt seyn. — Und wie, wenn es hier gar nicht einmal an seiner Stelle stünde? Wenn es nicht wahr wäre, daß die Handlung der Fabel an sich selbst allegorisch sey? Und wenn sie es höchstens unter gewissen Umständen nur werden könnte?

Quintilian lehret: *Αλληγορια*, quam Inversionem interpretamur, aliud verbis, aliud sensu ostendit, ac etiam interim contrarium.[3] Die Allegorie sagt das nicht, was sie nach den Worten zu sagen scheinet, sondern etwas Anderes. Die neuern Lehrer der Rhetorik

[1] Fabul. Aesop. 171.
[2] Fabul. Aesop. 297.
[3] Quinctilianus lib. VIII. cap. 6.

erinnern, daß dieſes etwas Anderes auf etwas anderes Aehnliches einzuſchränken ſey, weil ſonſt auch jede Ironie eine Allegorie ſeyn würde.[1] Die letztern Worte des Quintilians, ac etiam interim contrarium, ſind ihnen hierin zwar offenbar zuwider; aber es mag ſeyn.

Die Allegorie ſagt alſo nicht, was ſie den Worten nach zu ſagen ſcheint, ſondern etwas Aehnliches. Und die Handlung der Fabel, wenn ſie allegoriſch ſeyn ſoll, muß das auch nicht ſagen, was ſie zu ſagen ſcheint, ſondern nur etwas Aehnliches?

Wir wollen ſehen! — „Der Schwächere wird gemeiniglich ein Raub des Mächtigern.“ Das iſt ein allgemeiner Satz, bei welchem ich mir eine Reihe von Dingen gedenke, deren eins immer ſtärker iſt als das andere; die ſich alſo, nach der Folge ihrer verſchiedenen Stärke, unter einander aufreiben können. Eine Reihe von Dingen! Wer wird lange und gern den öden Begriff eines Dinges denken, ohne auf dieſes oder jenes beſondere Ding zu fallen, deſſen Eigenſchaften ihm ein deutliches Bild gewähren? Ich will alſo auch hier, anſtatt dieſer Reihe von unbeſtimmten Dingen, eine Reihe beſtimmter, wirklicher Dinge annehmen. Ich könnte mir in der Geſchichte eine Reihe von Staaten oder Königen ſuchen; aber wie viele ſind in der Geſchichte ſo bewandert, daß ſie, ſobald ich meine Staaten oder Könige nur nennte, ſich der Verhältniſſe, in welchen ſie gegen einander an Größe und Macht geſtanden, erinnern könnten? Ich würde meinen Satz nur Wenigen faßlicher gemacht haben; und ich möchte ihn gern Allen ſo faßlich,

[1] Allegoria dicitur, quia ἄλλο μεν ἀγορευει, ἄλλο δε νοει· Et istud ἄλλο restringi debet ad aliud simile; alias etiam omnis Ironia Allegoria esset. *Vossius Inst. Orat. lib. III.*

als möglich, machen. Ich falle auf die Thiere; und warum ſollte ich nicht eine Reihe von Thieren wählen dürfen; beſonders wenn es allgemein bekannte Thiere wären? Ein Auerhahn — ein Marder — ein Fuchs — ein Wolf. — Wir kennen dieſe Thiere; wir dürfen ſie nur nennen hören, um ſogleich zu wiſſen, welches das ſtärkere oder das ſchwächere iſt. Nunmehr heißt mein Satz: der Marder frißt den Auerhahn; der Fuchs den Marder; den Fuchs der Wolf. Er frißt? Er frißt vielleicht auch nicht. Das iſt mir noch nicht gewiß genug. Ich ſage alſo: er fraß. Und ſiehe, mein Satz iſt zur Fabel geworden!

Ein Marder fraß den Auerhahn;
Den Marder würgt ein Fuchs; den Fuchs des Wolfes Zahn.[1]

Was kann ich nun ſagen, daß in dieſer Fabel für eine Allegorie liege? Der Auerhahn, der Schwächſte; der Marder, der Schwache; der Fuchs, der Starke; der Wolf, der Stärkſte. Was hat der Auerhahn mit dem Schwächſten, der Marder mit dem Schwachen u. ſ. w. hier Aehnliches? Aehnliches! Gleichet hier bloß der Fuchs dem Starken, und der Wolf dem Stärkſten? oder iſt jener hier der Starke, ſo wie dieſer der Stärkſte? Er iſt es. — Kurz, es heißt die Worte auf eine kindiſche Art mißbrauchen, wenn man ſagt, daß das Beſondere mit ſeinem Allgemeinen, das Einzelne mit ſeiner Art, die Art mit ihrem Geſchlechte eine Aehnlichkeit habe. Iſt dieſer Windhund einem Windhunde überhaupt, und ein Windhund überhaupt einem Hunde ähnlich? Eine lächerliche Frage! — Findet ſich nun aber unter den beſtimmten Subjecten der Fabel, und den allgemeinen Subjecten ihres Satzes keine

[1] Von Hagedorn; Fabeln und Erzählungen, erſtes Buch. S. 77.

Aehnlichkeit, ſo kann auch keine Allegorie unter ihnen Statt haben. Und das Nämliche läßt ſich auf die nämliche Art von den beiderſeitigen Prädicaten erweiſen.

Vielleicht aber meinet jemand, daß die Allegorie hier nicht auf der Aehnlichkeit zwiſchen den beſtimmten Subjecten oder Prädicaten der Fabel und den allgemeinen Subjecten oder Prädicaten des Satzes, ſondern auf der Aehnlichkeit der Arten, wie ich eben dieſelbe Wahrheit, jetzt durch die Bilder der Fabel, und jetzt vermittelſt der Worte des Satzes erkenne, beruhe. Doch das iſt ſo viel, als nichts. Denn käme hier die Art der Erkenntniß in Betrachtung, und wollte man bloß wegen der anſchauenden Erkenntniß, die ich vermittelſt der Handlung der Fabel von dieſer oder jener Wahrheit erhalte, die Handlung allegoriſch nennen: ſo würde in allen Fabeln eben dieſelbe Allegorie ſeyn, welches doch niemand ſagen will, der mit dieſem Worte nur einigen Begriff verbindet.

Ich befürchte, daß ich von einer ſo klaren Sache viel zu viel Worte mache. Ich faſſe daher alles zuſammen und ſage: die Fabel, als eine einfache Fabel, kann unmöglich allegoriſch ſeyn.

Man erinnere ſich aber meiner obigen Anmerkung, nach welcher eine jede einfache Fabel auch eine zuſammengeſetzte werden kann. Wie, wenn ſie alsdann allegoriſch würde? Und ſo iſt es. Denn in der zuſammengeſetzten Fabel wird ein Beſonderes gegen das andere gehalten; zwiſchen zwei oder mehr Beſonderen, die unter eben demſelben Allgemeinen begriffen ſind, iſt die Aehnlichkeit unwiderſprechlich, und die Allegorie kann folglich Statt finden. Nur muß man nicht ſagen, daß die Allegorie zwiſchen der Fabel und dem moraliſchen Satze ſich befinde. Sie befindet ſich zwiſchen der Fabel und

dem wirklichen Falle, der zu der Fabel Gelegenheit gegeben hat, in so fern sich aus beiden eben dieselbe Wahrheit ergiebt. — Die bekannte Fabel vom Pferde, das sich von dem Manne den Zaum anlegen ließ, und ihn auf seinen Rücken nahm, damit er ihm nur in seiner Rache, die es an dem Hirsche nehmen wollte, behülflich wäre: diese Fabel, sage ich, ist in so fern nicht allegorisch, als ich mit dem Phädrus[1] bloß die allgemeine Wahrheit daraus ziehe:

Impune potius laedi, quam dedi alteri.

Bei der Gelegenheit nur, bei welcher sie ihr Erfinder Stesichorus erzählte, ward sie es. Er erzählte sie nämlich, als die Himerenser den Phalaris zum obersten Befehlshaber ihrer Kriegsvölker gemacht hatten und ihm noch dazu eine Leibwache geben wollten. O ihr Himerenser, rief er, die ihr so fest entschlossen seyd, euch an euren Feinden zu rächen; nehmet euch wohl in Acht, oder es wird euch wie diesem Pferde ergehen! Den Zaum habt ihr euch bereits anlegen lassen, indem ihr den Phalaris zu eurem Heerführer mit unumschränkter Gewalt, ernannt. Wollt ihr ihm nun gar eine Leibwache geben, wollt ihr ihn aufsitzen lassen, so ist es vollends um eure Freiheit gethan."[2] — Alles wird hier allegorisch! Aber einzig und allein dadurch, daß das Pferd hier nicht auf jeden Beleidigten, sondern auf die beleidigten Himerenser; der Hirsch nicht auf jeden Beleidiger, sondern auf die Feinde der Himerenser; der Mann nicht auf jeden listigen Unterdrücker, sondern auf den Phalaris; die Anlegung des Zaums nicht auf jeden ersten Eingriff in die Rechte der Freiheit, sondern auf die Ernennung des Phalaris zum unumschränkten Heerführer, und das Aufsitzen endlich

[1] Lib. IV. Fab. 3.

[2] Aristoteles Rhetor. lib. II. cap. 20.

nicht auf jeden letzten tödtlichen Stoß, welcher der Freiheit beigebracht wird, sondern auf die dem Phalaris zu bewilligende Leibwache, gezogen und angewandt wird.

Was folgt nun aus alle dem? Dieſes: da die Fabel nur alsdann allegoriſch wird, wenn ich dem erdichteten einzelnen Falle, den ſie enthält, einen andern ähnlichen Fall, der ſich wirklich zugetragen hat, entgegen ſtelle; da ſie es nicht an und für ſich ſelbſt iſt, in ſo fern ſie eine allgemeine moraliſche Lehre enthält: ſo gehöret das Wort Allegorie gar nicht in die Erklärung derſelben. — Dieſes iſt das zweite, was ich gegen die Erklärung des de la Motte zu erinnern habe.

Und man glaube ja nicht, daß ich es bloß als ein müßiges, überflüſſiges Wort daraus verdrängen will. Es iſt hier, wo es ſteht, ein höchſt ſchädliches Wort, dem wir vielleicht eine Menge ſchlechter Fabeln zu danken haben. Man begnüge ſich nur, die Fabel in Anſehung des allgemeinen Lehrſatzes bloß allegoriſch zu machen; und man kann ſicher glauben, eine ſchlechte Fabel gemacht zu haben. Iſt aber eine ſchlechte Fabel eine Fabel? — Ein Exempel wird die Sache in ihr völliges Licht ſetzen. Ich wähle ein altes, um ohne Mißgunſt Recht haben zu können. Die Fabel nämlich von dem Mann und dem Satyr. „Der Mann bläſet in ſeine kalte Hand, um ſeine Hand zu wärmen: und bläſet in ſeinen heißen Brei, um ſeinen Brei zu kühlen. Was? ſagt der Satyr; du bläſeſt aus Einem Munde warm und kalt? Geh, mit dir mag ich nichts zu thun haben!“ [1] — Dieſe Fabel ſoll lehren, ὅτι δει φευγειν ἡμας τας φιλιας, ὧν ἀμφιβολος ἐστιν ἡ διαθεσις; die Freundſchaft aller Zweizüngler, aller Doppelleute, aller Falſchen zu fliehen. Lehrt ſie das? Ich bin

[1] Fabul. Aesop. 126.

nicht der erſte, der es läugnet, und die Fabel für ſchlecht ausgiebt. Richer[1] ſagt, ſie ſündige wider die Richtigkeit der Allegorie; ihre Moral ſey weiter nichts als eine Anſpielung, und gründe ſich auf eine bloße Zweideutigkeit. Richer hat richtig empfunden, aber ſeine Empfindung falſch ausgedrückt. Der Fehler liegt nicht ſowohl darin, daß die Allegorie nicht richtig genug iſt, ſondern darin, daß es weiter nichts als eine Allegorie iſt. Anſtatt daß die Handlung des Mannes, die dem Satyr ſo anſtößig ſcheint, unter dem allgemeinen Subjecte des Lehrſatzes wirklich begriffen ſeyn ſollte, iſt ſie ihm bloß ähnlich. Der Mann ſollte ſich eines wirklichen Widerſpruches ſchuldig machen; und der Widerſpruch iſt nur anſcheinend. Die Lehre warnet uns vor Leuten, die von eben derſelben Sache ja und nein ſagen, die eben daſſelbe Ding loben und tadeln; und die Fabel zeigt uns einen Mann, der ſeinen Athem gegen verſchiedene Dinge verſchieden braucht, der auf ganz etwas Anderes jetzt ſeinen Athem warm haucht, und auf ganz etwas Anderes ihn jetzt kalt bläſet.

Endlich, was läßt ſich nicht alles allegoriſiren! Man nenne mir das abgeſchmackte Mährchen, in welches ich durch die Allegorie nicht einen moraliſchen Sinn ſollte legen können! — „Die Mitknechte des Aeſopus gelüſtet nach den trefflichen Feigen ihres Herrn. Sie eſſen ſie auf, und als es zur Nachfrage kommt, ſoll es der gute Aeſop gethan haben. Sich zu rechtfertigen, trinket Aeſop in großer Menge laues Waſſer; und ſeine Mitknechte müſſen ein gleiches thun. Das laue Waſſer hat

[1] — contre la justesse de l'allegorie. — Sa morale n'est qu'une allusion, et n'est fondée que sur un jeu de mots équivoques. *Fables nouvelles, Preface, p.* 10.

ſeine Wirkung, und die Näſcher ſind entdeckt.“ — — Was lehrt uns dieſes Hiſtörchen? Eigentlich wohl weiter nichts, als daß laues Waſſer, in großer Menge getrunken, zu einem Brechmittel wird. Und doch machte jener Perſiſche Dichter [1] einen weit edleren Gebrauch davon. „Wenn man euch,“ ſpricht er, „an jenem großen Tage des Gerichts von dieſem warmen und ſiedenden Waſſer wird zu trinken geben: alsdann wird alles an den Tag kommen, was ihr mit ſo vieler Sorgfalt vor den Augen der Welt verborgen gehalten; und der Heuchler, den hier ſeine Verſtellung zu einem ehrwürdigen Manne gemacht hatte, wird mit Schande und Verwirrung überhäuft daſtehen!“ — Vortrefflich!

Ich habe nun noch eine Kleinigkeit an der Erklärung des de la Motte auszuſetzen. Das Wort Lehre (instruction) iſt zu unbeſtimmt und allgemein. Iſt jeder Zug aus der Mythologie, der auf eine phyſiſche Wahrheit anſpielt, oder in den ein tiefſinniger Baco wohl gar eine tranſcendentaliſche Lehre zu legen weiß, eine Fabel? Oder wenn der ſeltſame Holberg erzählt: „Die Mutter des Teufels übergab ihm einsmals vier Ziegen, um ſie in ihrer Abweſenheit zu bewachen. Aber dieſe machten ihm ſo viel zu thun, daß er ſie mit aller ſeiner Kunſt und Geſchicklichkeit nicht in der Zucht halten konnte. Diesfalls ſagte er zu ſeiner Mutter nach ihrer Zurückkunft: Liebe Mutter, hier ſind eure Ziegen! Ich will lieber eine ganze Compagnie Reiter bewachen, als eine

[1] *Herbelot. Bibl. Orient. p.* 516. Lorsque l'on vous donnera à boire de cette eau chaude et brulante, dans la question du jugement dernier, tout ce que vous avez caché avec tant de soin, paroitra aux yeux de tout le monde, et celui qui aura acquis de l'estime par son hypocrisie et par son deguisement, sera pour lors couvert de honte et de confusion.

einzige Ziege.“ — Hat Holberg eine Fabel erzählet? Wenigſtens iſt eine Lehre in dieſem Dinge. Denn er ſetzet ſelbſt mit ausdrücklichen Worten dazu: „Dieſe Fabel zeigt, daß keine Kreatur weniger in der Zucht zu halten iſt, als eine Ziege.“ [1] — Eine wichtige Wahrheit! Niemand hat die Fabel ſchändlicher gemißhandelt, als dieſer Holberg! — Und es mißhandelt ſie jeder, der eine andere als moraliſche Lehre darin vorzutragen ſich einfallen läßt.

Richer.

Richer iſt ein anderer franzöſiſcher Fabuliſt, der ein wenig beſſer erzählt, als de la Motte, in Anſehung der Erfindung aber weit unter ihm ſtehet. Auch dieſer hat uns ſeine Gedanken über dieſe Dichtungsart nicht vorenthalten wollen, und erklärt die Fabel durch ein kleines Gedicht, das irgend eine unter einem allegoriſchen Bilde verſteckte Regel enthalte.[2]

Richer hat die Erklärung des de la Motte offenbar vor Augen gehabt. Und vielleicht hat er ſie gar verbeſſern wollen. Aber das iſt ihm ſehr ſchlecht gelungen.

Ein kleines Gedicht? (Poëme) — Wenn Richer das Weſen eines Gedichts in die bloße Fiction ſetzet: ſo bin ich es zufrieden, daß er die Fabel ein Gedicht nennet. Wenn er aber auch die poetiſche Sprache und ein gewiſſes Sylbenmaß als nothwendige Eigenſchaften eines Gedichtes betrachtet: ſo kann ich ſeiner Meinung nicht ſeyn. — Ich werde mich weiter unten hierüber ausführlicher erklären.

Eine Regel? (Precepte) — Dieſes Wort iſt nichts beſtimmter, als das Wort Lehre des de la Motte.

[1] Moraliſche Fabeln des Baron von Holberg. S. 103.

[2] La Fable est un petit Poëme, qui contient un precepte caché sous une image allegorique. *Fables nouvelles. Preface, p. 9.*

Alle Künſte, alle Wiſſenſchaften haben Regeln, haben Vorſchriften. Die Fabel aber ſtehet einzig und allein der Moral zu. Von einer andern Seite hingegen betrachtet iſt Regel oder Vorſchrift hier ſogar noch ſchlechter als Lehre; weil man unter Regel und Vorſchrift eigentlich nur ſolche Sätze verſtehet, die unmittelbar auf die Beſtimmung unſres Thuns und Laſſens gehen. Von dieſer Art aber ſind nicht alle moraliſche Lehrſätze der Fabel. Ein großer Theil derſelben ſind Erfahrungsſätze, die uns nicht ſowohl von dem, was geſchehen ſollte, als vielmehr von dem, was wirklich geſchiehet, unterrichten. Iſt die Sentenz:

In principatu commutando civium
Nil praeter domini nomen mutant pauperes;

eine Regel, eine Vorſchrift? und gleichwohl iſt ſie das Reſultat einer von den ſchönſten Fabeln des Phädrus.[1] Es iſt zwar wahr, aus jedem ſolchen Erfahrungsſatze können leicht eigentliche Vorſchriften und Regeln gezogen werden. Aber was in dem fruchtbaren Satze liegt, das liegt nicht darum auch in der Fabel. Und was müßte das für eine Fabel ſeyn, in welcher ich den Satz mit allen ſeinen Folgerungen auf einmal anſchauend erkennen ſollte?

Unter einem allegoriſchen Bilde? — Ueber das Allegoriſche habe ich mich bereits erkläret. Aber Bild! (Image) Unmöglich kann Richer dieſes Wort mit Bedacht gewählt haben. Hat er es vielleicht nur ergriffen, um von de la Motte lieber auf Gerathewohl abzugehen, als nach ihm Recht zu haben? — Ein Bild heißt überhaupt jede ſinnliche Vorſtellung eines Dinges nach einer einzigen ihm zukommenden Veränderung. Es

[1] Lib. I. Fab. 15.

zeigt mir nicht mehrere, oder gar alle mögliche Veränderungen, deren das Ding fähig ist, sondern allein die, in der es sich in einem und eben demselben Augenblicke befindet. In einem Bilde kann ich zwar also wohl eine moralische Wahrheit erkennen, aber es ist darum noch keine Fabel. Der mitten im Wasser durstende Tantalus ist ein Bild, und ein Bild, das mir die Möglichkeit zeigt, man könne auch bei dem größten Ueberflusse darben. Aber ist dieses Bild deßwegen eine Fabel? So auch folgendes kleine Gedicht:

Cursu veloci pendens in novacula,
Calvus, comosa fronte, nudo corpore,
Quem si occuparis, teneas; elapsum semel
Non ipse possit Jupiter reprehendere;
Occasionem rerum significat brevem.
Effectus impediret ne segnis mora,
Finxere antiqui talem effigiem temporis.

Wer wird diese Zeilen für eine Fabel erkennen, ob sie schon Phädrus als eine solche unter seinen Fabeln mit unterlaufen läßt?[1] Ein jedes Gleichniß, ein jedes Emblema würde eine Fabel seyn, wenn sie nicht eine Mannichfaltigkeit von Bildern, und zwar zu Einem Zwecke übereinstimmenden Bildern: wenn sie, mit Einem Worte, nicht das nothwendig erforderte, was wir durch das Wort Handlung ausdrücken.

Eine Handlung nenne ich, eine Folge von Veränderungen, die zusammen ein Ganzes ausmachen.

Diese Einheit des Ganzen beruhet auf der Uebereinstimmung aller Theile zu einem Endzwecke.

[1] Lib. V. Fab. 8.

Der Endzweck der Fabel, das, wofür die Fabel erfunden wird, ist der moralische Lehrsatz.

Folglich hat die Fabel eine Handlung, wenn das, was sie erzählt, eine Folge von Veränderungen ist, und jede dieser Veränderungen etwas dazu beiträgt, die einzelnen Begriffe, aus welchen der moralische Lehrsatz bestehet, anschauend erkennen zu lassen.

Was die Fabel erzählt, muß eine Folge von Veränderungen seyn. Eine Veränderung, oder auch mehrere Veränderungen, die nur neben einander bestehen, und nicht auf einander folgen, wollen zur Fabel nicht zureichen. Und ich kann es für eine untrügliche Probe ausgeben, daß eine Fabel schlecht ist, daß sie den Namen der Fabel gar nicht verdient, wenn ihre vermeinte Handlung sich ganz malen läßt. Sie enthält alsdann ein bloßes Bild, und der Maler hat keine Fabel, sondern ein Emblema gemalt. — „Ein Fischer, indem er sein Netz aus dem Meere zog, blieb der größern Fische, die sich darin gefangen hatten, zwar habhaft, die kleinsten aber schlüpften durch das Netz durch, und gelangten glücklich wieder ins Wasser." — Diese Erzählung befindet sich unter den Aesopischen Fabeln,[1] aber sie ist keine Fabel; wenigstens eine sehr mittelmäßige. Sie hat keine Handlung, sie enthält ein bloßes einzelnes Factum, das sich ganz malen läßt; und wenn ich dieses einzelne Factum, dieses Zurückbleiben der größern und dieses Durchschlüpfen der kleinen Fische auch mit noch so viel andern Umständen erweiterte, so würde doch in ihm allein, und nicht in den andern Umständen zugleich mit, der moralische Lehrsatz liegen.

Doch nicht genug, daß das, was die Fabel erzählt,

[1] Fabul. Aesop. 126.

eine Folge von Veränderungen iſt; alle dieſe Veränderungen müſſen zuſammen nur einen einzigen anſchauenden Begriff in mir erwecken. Erwecken ſie deren mehrere, liegt mehr als Ein moraliſcher Lehrſatz in der vermeinten Fabel, ſo fehlt der Handlung ihre Einheit, ſo fehlt ihr das, was ſie eigentlich zur Handlung macht, und ſie kann, richtig zu ſprechen, keine Handlung, ſondern muß eine Begebenheit heißen. — Ein Exempel:

Lucernam fur accendit ex ara Jovis,
Ipsumque compilavit ad lumen suum;
Onustus qui sacrilegio cum discederet,
Repente vocem sancta misit Religio:
Malorum quamvis ista fuerint munera,
Mihique invisa, ut non offendar subripi;
Tamen, sceleste, spiritu culpam lues,
Olim cum adscriptus venerit poenæ dies.
Sed ne ignis noster facinori præluceat;
Per quem verendos excolit pietas Deos,
Veto esse tale luminis commercium.
Ita hodie, nec lucernam de flamma Deûm
Nec de lucerna fas est accendi sacrum.

Was hat man hier geleſen? Ein Hiſtörchen; aber keine Fabel. Ein Hiſtörchen trägt ſich zu; eine Fabel wird erdichtet. Von der Fabel alſo muß ſich ein Grund angeben laſſen, warum ſie erdichtet worden; da ich den Grund, warum ſich jenes zugetragen, weder zu wiſſen noch anzugeben gehalten bin. Was wäre nun der Grund, warum dieſe Fabel erdichtet worden, wenn es anders eine Fabel wäre? Recht billig zu urtheilen, könnte es kein anderer als dieſer ſeyn: der Dichter habe einen wahrſcheinlichen Anlaß zu dem doppelten Verbote, weder von dem heiligen Feuer ein gemeines Licht, noch von einem gemeinen Lichte das heilige Feuer anzuzünden, erzählen wollen. Aber wäre das eine moraliſche Abſicht, dergleichen der Fabuliſt doch nothwendig

haben ſoll? Zur Noth könnte zwar dieſes einzelne Verbot zu einem Bilde des allgemeinen Verbotes dienen, daß das Heilige mit dem Unheiligen, das Gute mit dem Böſen in keiner Gemeinſchaft ſtehen ſoll. Aber was tragen alsdann die übrigen Theile der Erzählung zu dieſem Bilde bei? Zu dieſem gar nichts; ſondern ein jeder iſt vielmehr das Bild, der einzelne Fall einer ganz andern allgemeinen Wahrheit. Der Dichter hat es ſelbſt empfunden, und hat ſich aus der Verlegenheit, welche Lehre er allein daraus ziehen ſollte, nicht beſſer zu reißen gewußt, als wenn er deren ſo viele daraus zöge, als ſich nur immer ziehen ließen. Denn er ſchließt:

Quot res contineat hoc argumentum utiles,
Non explicabit alius, quam qui repperit.
Significat primo, sæpe, quos ipse alueris,
Tibi inveniri maxime contrarios.
Secundo ostendit, scelera non ira Deûm,
Fatorum dicto sed puniri tempore.
Novissime interdicit, ne cum maleſico
Usum bonus consociet ullius rei.

Eine elende Fabel, wenn niemand anders als ihr Erfinder es erklären kann, wie viel nützliche Dinge ſie enthalte! Wir hätten an Einem genug! — Kaum ſollte man es glauben, daß einer von den Alten, einer von dieſen großen Meiſtern in der Einfalt ihrer Plane, uns dieſes Hiſtörchen für eine Fabel [1] verkaufen können.

Breitinger.

Ich würde von dieſem großen Kunſtrichter nur wenig gelernt haben, wenn er in meinen Gedanken noch überall Recht hätte. — Er giebt uns aber eine doppelte Erklärung

[1] Phaedrus, Lib. IV. Fab. 11.

von der Fabel.[1] Die eine hat er von dem de la Motte entlehnet; und die andere ist ihm ganz eigen.

Nach jener versteht er unter der Fabel eine unter der wohlgerathenen Allegorie einer ähnlichen Handlung verkleidete Lehre und Unterweisung. — Der klare, übersetzte de la Motte! Und der ein wenig gewässerte, könnte man noch dazu setzen. Denn was sollen die Beiwörter: wohlgerathene Allegorie; ähnliche Handlung? Sie sind höchst überflüssig.

Doch ich habe eine andere wichtigere Anmerkung auf ihn verspart. Richer sagt: die Lehre solle unter dem allegorischen Bilde versteckt (caché) seyn. Versteckt! welch ein unschickliches Wort! In manchem Räthsel sind Wahrheiten, in den Pythagorischen Denksprüchen sind moralische Lehren versteckt; aber in keiner Fabel. Die Klarheit, die Lebhaftigkeit, mit welcher die Lehre aus allen Theilen einer guten Fabel auf einmal hervorstrahlet, hätte durch ein andres Wort, als durch das ganz widersprechende versteckt, ausgedrückt zu werden verdient. Sein Vorgänger de la Motte hatte sich um ein gut Theil feiner erklärt; er sagt doch nur: verkleidet (deguisé). Aber auch verkleidet ist noch viel zu unrichtig, weil auch verkleidet den Nebenbegriff einer mühsamen Erkennung mit sich führet. Und es muß gar keine Mühe kosten, die Lehre in der Fabel zu erkennen; es müßte vielmehr, wenn ich so reden darf, Mühe und Zwang kosten, sie darin nicht zu erkennen. Aufs höchste würde sich dieses verkleidet nur in Ansehung der zusammengesetzten Fabel entschuldigen lassen. In Ansehung der einfachen ist es durchaus nicht zu dulden. Von zwei ähnlichen einzelnen Fällen kann zwar einer

[1] Der kritischen Dichtkunst, ersten Bandes siebenter Abschnitt, S. 194.

durch den andern ausgedrückt, einer in den andern verkleidet werden; aber wie man das Allgemeine in das Besondere verkleiden könne, das begreife ich ganz und gar nicht. Wollte man mit aller Gewalt ein ähnliches Wort hier brauchen, so müßte es anstatt verkleiden wenigstens einkleiden heißen.

Von einem deutschen Kunstrichter hätte ich überhaupt dergleichen figürliche Wörter in einer Erklärung nicht erwartet. Ein Breitinger hätte es den schön vernünftelnden Franzosen überlassen sollen, sich damit aus dem Handel zu wickeln; und ihm würde es sehr wohl angestanden haben, wenn er uns mit den trocknen Worten der Schule belehrt hätte, daß die moralische Lehre in die Handlung weder versteckt noch verkleidet, sondern durch sie der anschauenden Erkenntniß fähig gemacht werde. Ihm würde es erlaubt gewesen seyn, uns von der Natur dieser auch der rohesten Seele zukommenden Erkenntniß, von der mit ihr verknüpften schnellen Ueberzeugung, von ihrem daraus entspringenden mächtigen Einflusse auf den Willen, das Nöthige zu lehren. Eine Materie, die durch den ganzen speculativischen Theil der Dichtkunst von dem größten Nutzen ist, und von unserm Weltweisen schon genugsam erläutert war![1] — Was Breitinger aber damals unterlassen, das ist mir, jetzt nachzuholen, nicht mehr erlaubt. Die philosophische Sprache ist seitdem unter uns so bekannt geworden, daß ich mich der Wörter anschauen, anschauende Erkenntniß,

[1] Ich kann meine Verwunderung nicht bergen, daß Herr Breitinger das, was Wolf schon von der Fabel gelehret hatte, auch nicht im geringsten gekannt zu haben scheinet. Wolfii Philosophiæ practicæ universalis Pars posterior §. 302—333. Dieser Theil erschien 1734, und die Breitingersche Dichtkunst erst das Jahr darauf.

gleich vom Anfange als solcher Wörter habe bedienen dürfen, mit welchen nur wenige nicht einerlei Begriff verbinden.

Ich käme zu der zweiten Erklärung, die uns Breitinger von der Fabel giebt. Doch ich bedenke, daß ich diese bequemer an einem andern Orte werde untersuchen können. — Ich verlasse ihn also.

Batteux.

Batteux erklärt die Fabel kurz weg durch die Erzählung einer allegorischen Handlung.[1] Weil er es zum Wesen der Allegorie macht, daß sie eine Lehre oder Wahrheit verberge, so hat er ohne Zweifel geglaubt, des moralischen Satzes, der in der Fabel zum Grunde liegt, in ihrer Erklärung gar nicht erwähnen zu dürfen. Man siehet sogleich, was von meinen bisherigen Anmerkungen auch wider diese Erklärung anzuwenden ist. Ich will mich daher nicht wiederholen, sondern bloß die fernere Erklärung, welche Batteux von der Handlung giebt, untersuchen.

„Eine Handlung, sagt Batteux, ist eine Unternehmung, die mit Wahl und Absicht geschiehet. — Die Handlung setzet, außer dem Leben und der Wirksamkeit, auch Wahl und Endzweck voraus, und kommt nur vernünftigen Wesen zu."

Wenn diese Erklärung ihre Richtigkeit hat, so mögen wir nur neun Zehntheile von allen existirenden Fabeln ausstreichen. Aesopus selbst wird alsdann deren kaum zwei oder drei gemacht haben, welche die Probe halten. — „Zwei Hähne kämpfen mit einander. Der Besiegte

[1] Principes de Litterature, Tome II. I. Partie, p. V. L'Apologue est le récit d'une action allegorique etc.

verkriecht ſich. Der Sieger fliegt auf das Dach, ſchlägt ſtolz mit den Flügeln, und krähet. Plötzlich ſchießt ein Adler auf den Sieger herab, und zerfleiſcht ihn.“ [1] — Ich habe das allezeit für eine ſehr glückliche Fabel gehalten; und doch fehlt ihr, nach dem Batteux, die Handlung. Denn wo iſt hier eine Unternehmung, die mit Wahl und Abſicht geſchähe? — „Der Hirſch betrachtet ſich in einer ſpiegeluden Quelle; er ſchämt ſich ſeiner dürren Läufte, und freuet ſich ſeines ſtolzen Geweihes. Aber nicht lange! Hinter ihm ertönt die Jagd; ſeine dürren Läufte bringen ihn glücklich ins Gehölz; da verſtrickt ihn ſein ſtolzes Geweih; er wird erreicht.“ [2] — Auch hier ſehe ich keine Unternehmung, keine Abſicht. Die Jagd iſt zwar eine Unternehmung, und der fliehende Hirſch hat die Abſicht, ſich zu retten; aber beide Umſtände gehören eigentlich nicht zur Fabel, weil man ſie, ohne Nachtheil derſelben, weglaſſen und verändern kann. Und dennoch fehlt es ihr nicht an Handluug; denn die Handlung liegt in dem falſch befundenen Urtheile des Hirſches. Der Hirſch urtheilet falſch, und lernet gleich darauf aus der Erfahrung, daß er falſch geurtheilet hat. Hier iſt alſo eine Folge von Veränderungen, die einen einzigen anſchauenden Begriff in mir erwecken. — Und das iſt meine obige Erklärung der Handlung, von der ich glaube, daß ſie auf alle gute Fabeln paſſen wird.

Giebt es aber doch wohl Kunſtrichter, welche einen noch engern, und zwar ſo materiellen Begriff mit dem Worte Handlung verbinden, daß ſie nirgends Handlung ſehen, als wo die Körper ſo thätig ſind, daß ſie eine gewiſſe Veränderung des Raumes erfordern. Sie finden

[1] Aesop. Fab. 145.
[2] Fab. Aesop. 181.

in keinem Trauerſpiele Handlung, als wo der Liebhaber zu Füßen fällt, die Prinzeſſin ohnmächtig wird, die Helden ſich balgen; und in keiner Fabel, als wo der Fuchs ſpringt, der Wolf zerreißt, und der Froſch die Maus ſich an das Bein bindet. Es hat ihnen nie beifallen wollen, daß auch jeder innere Kampf von Leidenſchaften, jede Folge von verſchiedenen Gedanken, wo eine die andere aufhebt, eine Handlung iſt; vielleicht, weil ſie viel zu mechaniſch denken und fühlen, als daß ſie ſich irgend einer Thätigkeit dabei bewußt wären. — Ernſthafter ſie zu widerlegen, würde eine unnütze Mühe ſeyn. Es iſt aber nur Schade, daß ſie ſich einigermaßen mit dem Batteux ſchützen, wenigſtens behaupten können, ihre Erklärung mit ihm aus einerlei Fabeln abſtrahiret zu haben. Denn wirklich, auf welche Fabel die Erklärung des Batteux paſſet, paſſet auch ihre, ſo abgeſchmackt ſie immer iſt.

Batteux, wie ich wohl darauf wetten wollte, hat bei ſeiner Erklärung nur die erſte Fabel des Phädrus vor Augen gehabt, die er, mehr als einmal, une des plus belles et des plus célèbres de l'antiquité nennet. Es iſt wahr, in dieſer iſt die Handlung ein Unternehmen, das mit Wahl und Abſicht geſchiehet. Der Wolf nimmt ſich vor, das Schaf zu zerreißen, fauce improba incitatus; er will es aber nicht ſo plump zu, er will es mit einem Scheine des Rechts thun, und alſo jurgii causam intulit. — Ich ſpreche dieſer Fabel ihr Lob nicht ab; ſie iſt ſo vollkommen, als ſie nur ſeyn kann. Allein ſie iſt nicht deßwegen vollkommen, weil ihre Handlung ein Unternehmen iſt, das mit Wahl und Abſicht geſchiehet: ſondern weil ſie ihrer Moral, die von einem ſolchen Unternehmen ſpricht, ein völliges Genüge thut. Die Moral

iſt:[1] ὃις προθεσις ἀδικειν, παρ᾽ αὐτοις οὐ δικαιολογια ἰσχυει. Wer den Vorſatz hat, einen Unſchuldigen zu unterdrücken, der wird es zwar μετ᾽ ἐυλογου αἰτιας zu thun ſuchen; er wird einen ſcheinbaren Vorwand wählen, aber ſich im geringſten nicht von ſeinem einmal gefaßten Entſchluſſe abbringen laſſen, wenn ſein Vorwand gleich völlig zu Schanden gemacht wird. Dieſe Moral redet von einem Vorſatze (dessein); ſie redet von gewiſſen, vor andern vorzüglich gewählten Mitteln, dieſen Vorſatz zu vollführen (choix); und folglich muß auch in der Fabel etwas ſeyn, was dieſem Vorſatze, dieſen gewählten Mitteln entſpricht; es muß in der Fabel ſich ein Unternehmen finden, das mit Wahl und Abſicht geſchiehet. Bloß dadurch wird ſie zu einer vollkommenen Fabel, welches ſie nicht ſeyn würde, wenn ſie den geringſten Zug mehr oder weniger enthielte, als den Lehrſatz anſchauend zu machen nöthig iſt. Batteux bemerkt alle ihre kleinen Schönheiten des Ausdrucks, und ſtellet ſie von dieſer Seite in ein ſehr vortheilhaftes Licht; nur ihre weſentliche Vortrefflichkeit läßt er unerörtert, und verleitet ſeine Leſer ſogar, ſie zu verkennen. Er ſagt nämlich, die Moral, die aus dieſer Fabel fließe, ſey: que le plus foible est souvent opprimé par le plus fort. Wie ſeicht! wie falſch! Wenn ſie weiter nichts als dieſes lehren ſollte, ſo hätte wahrlich der Dichter die fictae causae des Wolfes ſehr vergebens, ſehr für die lange Weile erfunden; ſeine Fabel ſagte mehr, als er damit hätte ſagen wollen, und wäre, mit Einem Worte, ſchlecht.

Ich will mich nicht in mehrere Exempel zerſtreuen. Man unterſuche es nur ſelbſt, und man wird durchgängig finden, daß es bloß von der Beſchaffenheit des

[1] Fab. Aesop. 230.

Lehrſatzes abhängt, ob die Fabel eine ſolche Handlung, wie ſie Batteux ohne Ausnahme fordert, haben muß oder entbehren kann. Der Lehrſatz der jetzt erwähnten Fabel des Phädrus machte ſie, wie wir geſehen, nothwendig; aber thun es deßwegen alle Lehrſätze? Sind alle Lehrſätze von dieſer Art? Oder haben allein die, welche es ſind, das Recht, in eine Fabel eingekleidet zu werden? Iſt z. E. der Erfahrungsſatz:

Laudatis utiliora quæ contemseris
Saepe inveniri,

nicht werth, in einem einzelnen Falle, welcher die Stelle einer Demonſtration vertreten kann, erkannt zu werden? Und wenn er es iſt, was für ein Unternehmen, was für eine Abſicht, was für eine Wahl liegt darin, welche der Dichter auch in der Fabel auszudrücken gehalten wäre?

So viel iſt wahr: wenn aus einem Erfahrungsſatze unmittelbar eine Pflicht, etwas zu thun oder zu laſſen, folget; ſo thut der Dichter beſſer, wenn er die Pflicht, als wenn er den bloßen Erfahrungsſatz in ſeiner Fabel ausdrückt. — „Groß ſeyn, iſt nicht immer ein Glück!“ — Dieſen Erfahrungsſatz in eine ſchöne Fabel zu bringen, möchte kaum möglich ſeyn. Die obige Fabel von dem Fiſcher, welcher nur der größten Fiſche habhaft bleibt, indem die kleinern glücklich durch das Netz durchſchlüpfen, iſt, in mehr als einer Betrachtung, ein ſehr mißlungener Verſuch. Aber wer heißt auch dem Dichter die Wahrheit von dieſer ſchielenden und unfruchtbaren Seite nehmen? Wenn groß ſeyn nicht immer ein Glück iſt, ſo iſt es oft ein Unglück; und wehe dem, der wider ſeinen Willen groß ward, den das Glück ohne ſein Zuthun erhob, um ihn ohne ſein Verſchulden deſto elender zu machen! Die großen Fiſche mußten groß werden; es ſtand nicht bei

ihnen, klein zu bleiben. Ich danke dem Dichter für kein Bild, in welchem eben so viele ihr Unglück, als ihr Glück erkennen. Er soll niemanden mit seinen Umständen unzufrieden machen; und hier macht er doch, daß es die Großen mit den ihrigen seyn müssen. Nicht das Groß Seyn, sondern die eitle Begierde, groß zu werden (κενοδοξιαν) sollte er uns als eine Quelle des Unglücks zeigen. Und das that jener Alte, [1] der die Fabel von den Mäusen und Wieseln erzählte. „Die Mäuse glaubten, daß sie nur deßwegen in ihrem Kriege mit den Wieseln so unglücklich wären, weil sie keine Heerführer hätten, und beschlossen, dergleichen zu wählen. Wie rang nicht diese und jene ehrgeizige Maus, es zu werden! Und wie theuer kam ihr am Ende dieser Vorzug zu stehen! Die Eiteln banden sich Hörner auf,

— — — ut conspicuum in praelio
Haberent signum, quod sequerentur milites;

und diese Hörner, als ihr Heer dennoch wieder geschlagen ward, hinderten sie, sich in ihre engen Löcher zu retten:

Haesere in portis, suntque capti ab hostibus
Quos immolatos victor avidis dentibus
Capacis alvi mersit tartareo specu.

Diese Fabel ist ungleich schöner. Wodurch ist sie es aber anders geworden, als dadurch, daß der Dichter die Moral bestimmter und fruchtbarer angenommen hat? Er hat das Bestreben nach einer eitlen Größe, und nicht die Größe überhaupt, zu seinem Gegenstande gewählt; und nur durch dieses Bestreben, durch diese eitle Größe, ist natürlicher Weise auch in seine Fabel das Leben gekommen, das uns so sehr in ihr gefällt.

[1] Fab. Aesop. 143. Phaedrus, Lib. IV. Fab. 5.

Ueberhaupt hat Batteux die Handlung der Aesopischen Fabel mit der Handlung der Epopee und des Drama viel zu sehr verwirrt. Die Handlung der beiden letztern muß, außer der Absicht, welche der Dichter damit verbindet, auch eine innere, ihr selbst zukommende Absicht haben. Die Handlung der erstern braucht diese innere Absicht nicht, und sie ist vollkommen genug, wenn nur der Dichter seine Absicht damit erreicht. Der heroische und dramatische Dichter machen die Erregung der Leidenschaften zu ihrem vornehmsten Endzwecke. Er kann sie aber nicht anders erregen, als durch nachgeahmte Leidenschaften; und nachahmen kann er die Leidenschaften nicht anders, als wenn er ihnen gewisse Ziele setzet, welchen sie sich zu nähern, oder von welchen sie sich zu entfernen streben. Er muß also in die Handlung selbst Absichten legen, und diese Absichten unter Eine Hauptabsicht so zu bringen wissen, daß verschiedene Leidenschaften neben einander bestehen können. Der Fabulist hingegen hat mit unsern Leidenschaften nichts zu thun, sondern allein mit unserer Erkenntniß. Er will uns von irgend einer einzelnen moralischen Wahrheit lebendig überzeugen. Das ist seine Absicht, und diese sucht er, nach Maßgebung der Wahrheit, durch die sinnliche Vorstellung einer Handlung bald mit, bald ohne Absichten, zu erhalten. Sobald er sie erhalten hat, ist es ihm gleich viel, ob die von ihm erdichtete Handlung ihre innere Endschaft erreicht hat, oder nicht. Er läßt seine Personen oft mitten auf dem Wege stehen, und denket im geringsten nicht daran, unserer Neugierde ihrentwegen ein Genüge zu thun. „Der Wolf beschuldiget den Fuchs eines Diebstahls. Der Fuchs läugnet die That. Der Affe soll Richter seyn. Kläger und Beklagter bringen ihre Gründe

und Gegengründe vor. Endlich ſchreitet der Affe zum Urtheil: [1]

Tu non videris perdidisse, quod petis;
Te credo surripuisse, quod pulchre negas.

Die Fabel iſt aus; denn in dem Urtheile des Affen liegt die Moral, die der Fabuliſt zum Augenmerke gehabt hat. Iſt aber das Unternehmen aus, das uns der Anfang derſelben verſpricht? Man bringe dieſe Geſchichte in Gedanken auf die komiſche Bühne, und man wird ſogleich ſehen, daß ſie durch einen ſinnreichen Einfall abgeſchnitten, aber nicht geendigt iſt. Der Zuſchauer iſt nicht zufrieden, wenn er voraus ſieht, daß die Streitigkeit hinter der Scene wieder von vorn angehen muß. — „Ein armer geplagter Greis ward unwillig, warf ſeine Laſt von dem Rücken, und rief den Tod. Der Tod erſcheinet. Der Greis erſchrickt und fühlt betroffen, daß elend leben doch beſſer als gar nicht leben iſt. Nun, was ſoll ich? fragt der Tod. Ach, lieber Tod, mir meine Laſt wieder aufhelfen. [2] — Der Fabuliſt iſt glücklich, und zu unſerm Vergnügen, an ſeinem Ziele. Aber auch die Geſchichte? Wie ging es dem Greiſe? Ließ ihn der Tod leben, oder nahm er ihn mit? Um alle ſolche Fragen bekümmert ſich der Fabuliſt nicht; der dramatiſche Dichter aber muß ihnen vorbauen.

Und ſo wird man hundert Beiſpiele finden, daß wir uns zu einer Handlung für die Fabel mit weit wenigerm begnügen, als zu einer Handlung für das Heldengedicht oder das Drama. Will man daher eine allgemeine Erklärung von der Handlung geben, ſo kann man unmöglich die Erklärung des Batteux dafür brauchen, ſondern

[1] Phaedrus, Lib. I. Fab. 10.
[2] Fab. Aesop. 20.

muß ſie nothwendig ſo weitläuftig machen, als ich es oben gethan habe. — Aber der Sprachgebrauch? wird man einwerfen. Ich geſtehe es: dem Sprachgebrauche nach heißt gemeiniglich das eine Handlung, was einem gewiſſen Vorſatze zu Folge unternommen wird; dem Sprachgebrauche nach muß dieſer Vorſatz ganz erreicht ſeyn, wenn man ſoll ſagen können, daß die Handlung zu Ende ſey. Allein was folgt hieraus? Dieſes: wem der Sprachgebrauch ſo gar heilig iſt, daß er ihn auf keine Weiſe zu verletzen wagt, der enthalte ſich des Wortes Handlung, in ſo fern es eine weſentliche Eigenſchaft der Fabel ausdrücken ſoll, ganz und gar. —

Und, alles wohl überlegt, dem Rathe werde ich ſelbſt folgen. Ich will nicht ſagen, die moraliſche Lehre werde in der Fabel durch eine Handlung ausgedrückt; ſondern ich will lieber ein Wort von einem weitern Umfange ſuchen und ſagen, der allgemeine Satz werde durch die Fabel auf einen einzelnen Fall zurückgeführt. Dieſer einzelne Fall wird allezeit das ſeyn, was ich oben unter dem Worte Handlung verſtanden habe; das aber, was Batteux darunter verſtehet, wird er nur dann und wann ſeyn. Er wird allezeit eine Folge von Veränderungen ſeyn, die durch die Abſicht, die der Fabuliſt damit verbindet, zu einem Ganzen werden. Sind ſie es auch außer dieſer Abſicht; deſto beſſer! Eine Folge von Veränderungen — daß es aber Veränderungen freier, moraliſcher Weſen ſeyn müſſen, verſteht ſich von ſelbſt. Denn ſie ſollen einen Fall ausmachen, der unter einem Allgemeinen, das ſich nur von moraliſchen Weſen ſagen läßt, mit begriffen iſt. Und darin hat Batteux freilich Recht, daß das, was er die Handlung der Fabel nennt, bloß vernünftigen Weſen zukomme.

Nur kommt es ihnen nicht deßwegen zu, weil es ein Unternehmen mit Absicht ist, sondern weil es Freiheit voraussetzt. Denn die Freiheit handelt zwar allezeit aus Gründen, aber nicht allezeit aus Absichten. — —

Sind es meine Leser nun bald müde, mich nichts als widerlegen zu hören? Ich wenigstens bin es. De la Motte, Richer, Breitinger, Batteux, sind Kunstrichter von allerlei Art; mittelmäßige, gute, vortreffliche. Man ist in Gefahr, sich auf dem Wege zur Wahrheit zu verirren, wenn man sich um gar keine Vorgänger bekümmert; und man versäumt sich ohne Noth, wenn man sich um alle bekümmern will.

Wie weit bin ich? Huy, daß mir meine Leser alles, was ich mir so mühsam erstritten habe, von selbst geschenkt hätten! — In der Fabel wird nicht eine jede Wahrheit, sondern ein allgemeiner moralischer Satz, nicht unter die Allegorie einer Handlung, sondern auf einen einzelnen Fall, nicht versteckt oder verkleidet, sondern so zurückgeführt, daß ich, nicht bloß einige Aehnlichkeiten mit dem moralischen Satze in ihm entdecke, sondern diesen ganz anschauend darin erkenne.

Und das ist das Wesen der Fabel? Das ist es, ganz erschöpft? — Ich wollte es gern meine Leser bereden, wenn ich es nur erst selbst glaubte. — Ich lese bei dem Aristoteles:[1] „Eine obrigkeitliche Person durch das Loos ernennen, ist eben, als wenn ein Schiffsherr, der einen Steuermann braucht, es auf das Loos ankommen ließe, welcher von seinen Matrosen es seyn sollte, anstatt daß er den allergeschicktesten dazu unter ihnen mit Fleiß ausſuchte." — Hier sind zwei besondere Fälle, die unter

[1] Aristotelis Rhetor. Lib. II. cap. 20.

eine allgemeine moraliſche Wahrheit gehören. Der eine iſt der ſich eben jetzt äußernde; der andere iſt der erdichtete. Iſt dieſer erdichtete eine Fabel? Niemand wird ihn dafür gelten laſſen. — Aber wenn es bei dem Ariſtoteles ſo hieße: „Ihr wollt euren Magiſtrat durch das Loos ernennen? Ich ſorge, es wird euch gehen wie jenem Schiffsherrn, der, als es ihm an einem Steuermanne fehlte ꝛc.“ Das verſpricht doch eine Fabel? Und warum? Welche Veränderung iſt damit vorgegangen? Man betrachte alles genau, und man wird keine finden, als dieſe: Dort ward der Schiffsherr durch ein als wenn eingeführt, er ward bloß als möglich betrachtet; und hier hat er die Wirklichkeit erhalten; es iſt hier ein gewiſſer, es iſt jener Schiffsherr.

Das trifft den Punkt! Der einzelne Fall, aus welchem die Fabel beſteht, muß als wirklich vorgeſtellt werden. Begnüge ich mich an der Möglichkeit deſſelben, ſo iſt es ein Beiſpiel, eine Parabel. — Es verlohnt ſich der Mühe, dieſen wichtigen Unterſchied, aus welchem man allein ſo vielen zweideutigen Fabeln das Urtheil ſprechen muß, an einigen Exempeln zu zeigen. — Unter den Aeſopiſchen Fabeln des Planudes lieſet man auch folgendes: „Der Biber iſt ein vierfüßiges Thier, das meiſtens im Waſſer wohnt, und deſſen Geilen in der Medicin von großem Nutzen ſind. Wenn nun dieſes Thier von den Menſchen verfolgt wird, und ihnen nicht mehr entkommen kann, was thut es? Es beißt ſich ſelbſt die Geilen ab, und wirft ſie ſeinen Verfolgern zu; denn es weiß gar wohl, daß man ihm nur dieſerwegen nachſtellt, und es ſein Leben und ſeine Freiheit wohlfeiler nicht erkaufen kann.“ [1] — Iſt das eine Fabel? Es liegt

[1] Fabul. Aesop. 33.

wenigſtens eine vortreffliche Moral darin. Und dennoch wird ſich niemand bedenken, ihr den Namen einer Fabel abzuſprechen. Nur über die Urſache, warum er ihr abzuſprechen ſey, werden ſich vielleicht die meiſten bedenken, und uns doch endlich eine falſche angeben. Es iſt nichts als eine Naturgeſchichte: würde man vielleicht mit dem Verfaſſer der Kritiſchen Briefe [1] ſagen. Aber gleichwohl würde ich mit eben dieſem Verfaſſer antworten, handelt hier der Biber nicht aus bloßem Inſtinkt, er handelt aus freier Wahl und nach reifer Ueberlegung; denn er weiß es, warum er verfolgt wird (γινωσκων οὐ χαριν διωκεται.) Dieſe Erhebung des Inſtinkts zur Vernunft, wenn ich ihm glauben ſoll, macht es ja eben, daß eine Begegniß aus dem Reiche der Thiere zu einer Fabel wird. Warum wird ſie es denn hier nicht? Ich ſage: ſie wird es deßwegen nicht, weil ihr die Wirklichkeit fehlt. Die Wirklichkeit kommt nur dem Einzelnen, dem Individuo zu; und es läßt ſich keine Wirklichkeit ohne die Individualität gedenken. Was alſo hier von dem ganzen Geſchlechte der Biber geſagt wird, hätte müſſen nur von einem einzigen Biber geſagt werden; und alsdann wäre es eine Fabel geworden. — Ein andres Exempel: „Die Affen, ſagt man, bringen zwei Junge zur Welt, wovon ſie das eine ſehr heftig lieben und mit aller möglichen Sorgfalt pflegen, das andere hingegen haſſen und verſäumen. Durch ein ſonderbares Geſchick aber geſchieht es, daß die Mutter das Geliebte unter häufigen Liebkoſungen erdrückt, indem das Verachtete glücklich aufwächst.“ [2] Auch dieſes iſt aus eben der Urſache, weil das, was nur von einem Individuo geſagt

[1] Kritiſche Briefe. Zürich 1746. S. 168.
[2] Fabul. Aesop. 268.

werden ſollte, von einer ganzen Art geſagt wird, keine Fabel. Als daher Leſtrange eine Fabel daraus machen wollte, mußte er ihm dieſe Allgemeinheit nehmen, und die Individualität dafür ertheilen.[1] „Eine Aeffin, erzählt er, hatte zwei Junge; in das eine war ſie närriſch verliebt, an dem andern aber war ihr ſehr wenig gelegen. Einsmals überfiel ſie ein plötzlicher Schrecken. Geſchwind rafft ſie ihren Liebling auf, nimmt ihn in die Arme, eilt davon, ſtürzt aber, und ſchlägt mit ihm gegen einen Stein, daß ihm das Gehirn aus dem zerſchmetterten Schädel ſpringt. Das andere Junge, um das ſie ſich im geringſten nicht bekümmert hatte, war ihr von ſelbſt auf den Rücken geſprungen, hatte ſich an ihre Schultern angeklammert, und kam glücklich davon.“ — Hier iſt alles beſtimmt; und was dort nur eine Parabel war, iſt hier zur Fabel geworden. — Das ſchon mehr als einmal angeführte Beiſpiel von dem Fiſcher, hat den nämlichen Fehler; denn ſelten hat eine ſchlechte Fabel einen Fehler allein. Der Fall ereignet ſich allezeit, ſo oft das Netz gezogen wird, daß die Fiſche, welche kleiner ſind, als die Gitter des Netzes, durchſchlüpfen und die größern hangen bleiben. Für ſich ſelbſt iſt dieſer Fall alſo kein individueller Fall, ſondern hätte es durch andere mit ihm verbundene Nebenumſtände erſt werden müſſen.

Die Sache hat alſo ihre Richtigkeit: der beſondere Fall, aus welchem die Fabel beſteht, muß als wirklich vorgeſtellt werden; er muß das ſeyn, was wir in dem ſtrengſten Verſtande einen einzeln Fall nennen. Aber warum? Wie ſteht es um die philoſophiſche Urſache? Warum begnügt ſich das Exempel der praktiſchen Sittenlehre, wie man die Fabel nennen kann, nicht mit der

[1] In ſeinen Fabeln, ſo wie ſie Richardſon adoptirt hat, die 187ſte.

bloßen Möglichkeit, mit der sich die Exempel anderer Wissenschaften begnügen? — Wie viel ließe sich hiervon plaudern, wenn ich bei meinen Lesern gar keine richtige psychologische Begriffe voraussetzen wollte. Ich habe mich oben schon geweigert, die Lehre von der anschauenden Erkenntniß aus unserm Weltweisen abzuschreiben. Und ich will auch hier nicht mehr davon beibringen, als unumgänglich nöthig ist, die Folge meiner Gedanken zu zeigen.

Die anschauende Erkenntniß ist für sich selbst klar. Die symbolische entlehnt ihre Klarheit von der anschauenden.

Das Allgemeine existirt nur in dem Besondern und kann nur in dem Besondern anschauend erkannt werden.

Einem allgemeinen symbolischen Schlusse folglich alle die Klarheit zu geben, deren er fähig ist, das ist, ihn so viel als möglich zu erläutern; müssen wir ihn auf das Besondere reduciren, um ihn in diesem anschauend zu erkennen.

Ein Besonderes, in so fern wir das Allgemeine in ihm anschauend erkennen, heißt ein Exempel.

Die allgemeinen symbolischen Schlüsse werden also durch Exempel erläutert. Alle Wissenschaften bestehen aus dergleichen symbolischen Schlüssen; alle Wissenschaften bedürfen daher der Exempel.

Doch die Sittenlehre muß mehr thun, als ihre allgemeinen Schlüsse bloß erläutern; und die Klarheit ist nicht der einzige Vorzug der anschauenden Erkenntniß.

Weil wir durch diese einen Satz geschwinder übersehen, und so in einer kürzern Zeit mehr Bewegungsgründe in ihm entdecken können, als wenn er symbolisch ausgedrückt ist: so hat die anschauende Erkenntniß auch einen weit größern Einfluß in den Willen, als die symbolische.

172158

Die Grade dieses Einflusses richten sich nach den Graden ihrer Lebhaftigkeit; und die Grade ihrer Lebhaftigkeit nach den Graden der nähern und mehrern Bestimmungen, in die das Besondere gesetzt wird. Je näher das Besondere bestimmt wird, je mehr sich darin unterscheiden läßt, desto größer ist die Lebhaftigkeit der anschauenden Erkenntniß.

Die Möglichkeit ist eine Art des Allgemeinen; denn alles, was möglich ist, ist auf verschiedene Art möglich.

Ein Besonderes also, bloß als möglich betrachtet, ist gewissermaßen noch etwas Allgemeines, und hindert, als dieses, die Lebhaftigkeit der anschauenden Erkenntniß.

Folglich muß es als wirklich betrachtet werden und die Individualität erhalten, unter der es allein wirklich seyn kann, wenn die anschauende Erkenntniß den höchsten Grad ihrer Lebhaftigkeit erreichen, und so mächtig als möglich auf den Willen wirken soll.

Das Mehrere aber, das die Sittenlehre, außer der Erläuterung, ihren allgemeinen Schlüssen schuldig ist, besteht eben in dieser ihnen zu ertheilenden Fähigkeit, auf den Willen zu wirken, die sie durch die anschauende Erkenntniß in dem Wirklichen erhalten, da andere Wissenschaften, denen es um die bloße Erläuterung zu thun ist, sich mit einer geringern Lebhaftigkeit der anschauenden Erkenntniß, deren das Besondere, als bloß möglich betrachtet, fähig ist, begnügen.

Hier bin ich also! Die Fabel erfordert deßwegen einen wirklichen Fall, weil man in einem wirklichen Falle mehr Bewegungsgründe und deutlicher unterscheiden kann, als in einem möglichen; weil das Wirkliche eine lebhaftere Ueberzeugung mit sich führt, als das bloß Mögliche.

Aristoteles scheint diese Kraft des Wirklichen zwar

gekannt zu haben; weil er ſie aber aus einer unrechten Quelle herleitet, ſo konnte es nicht fehlen, er mußte eine falſche Anwendung davon machen. Es wird nicht undienlich ſeyn, ſeine ganze Lehre von dem Exempel (περὶ παραδειγματος) hier zu überſehen.[1] Erſt von ſeiner Eintheilung des Exempels: *Παραδειγματων δ' εἰδη δυο ἐστιν*, ſagt er: *ἓν μεν γαρ ἐστι παραδειγματος εἰδος, το λεγειν πραγματα προγεγενημενα, ἓν δε, το αὐτα ποιειν. Τουτου δ' ἓν μεν παραβολη· ἓν δε λογοι· οἱον οἱ αἰσωπειοι και λιβυκοι.* Die Eintheilung überhaupt iſt richtig; von einem Commentator aber würde ich verlangen, daß er uns den Grund von der Unterabtheilung der erdichteten Exempel beibrächte, und uns lehrte, warum es deren nur zweierlei Arten gebe und mehrere nicht geben könne. Er würde dieſen Grund, wie ich es oben gethan habe, leicht aus den Beiſpielen ſelbſt abſtrahiren können, die Ariſtoteles davon giebt. Die Parabel nämlich führt er durch ein *ὡσπερ εἴ τις* ein; und die Fabeln erzählt er als etwas wirklich Geſchehenes. Der Commentator müßte alſo dieſe Stelle ſo umſchreiben: Die Exempel werden entweder aus der Geſchichte genommen, oder in Ermangelung derſelben erdichtet. Bei jedem geſchehenen Dinge läßt ſich die innere Möglichkeit von ſeiner Wirklichkeit unterſcheiden, obgleich nicht trennen, wenn es ein geſchehenes Ding bleiben ſoll. Die Kraft, die es als ein Exempel haben ſoll, liegt alſo entweder in ſeiner bloßen Möglichkeit, oder zugleich in ſeiner Wirklichkeit. Soll ſie bloß in jener liegen, ſo brauchen wir in ſeiner Ermangelung auch nur ein bloß mögliches Ding zu erdichten; ſoll ſie aber in dieſer liegen, ſo müſſen wir unſere Erdichtung auch von der Möglichkeit zur Wirklichkeit

[1] Aristotelis Rhetor. Lib. II. cap. 20.

erheben. In dem ersten Falle erdichten wir eine Parabel, und in dem andern eine Fabel. — (Was für eine weitere Eintheilung der Fabel hieraus folge, wird sich in der dritten Abhandlung zeigen.)

Und so weit ist wider die Lehre des Griechen eigentlich nichts zu erinnern. Aber nunmehr kommt er auf den Werth dieser verschiedenen Arten von Exempeln, und sagt: *Εισι δ' οἱ λογοι δημηγορικοι· και ἐχουσιν ἀγαθον τουτο, ὁτι πραγματα μεν εὑρειν ὁμοια γεγενημενα, χαλεπον, λογους δε ῥᾳον. Ποιησαι γαρ δει ὡσπερ και παραβολας, ἀν τις δυνηται το ὁμοιον ὁρᾳν, ὁπερ ῥαον ἐστιν ἐκ φιλοσοφιας. Ῥᾳω μεν οὐν πορισασθαι τα δια των λογων· χρησιμοτερα δε προς το βουλευσασθαι, τα δια των πραγματων· ὁμοια γαρ, ὡς ἐπι το πολυ, τα μελλοντα τοις γεγονοσι.* Ich will mich jetzt nur an den letzten Ausspruch dieser Stelle halten. Aristoteles sagt, die historischen Exempel hätten deßwegen eine größere Kraft zu überzeugen, als die Fabeln, weil das Vergangene gemeiniglich dem Zukünftigen ähnlich sey. Und hierin, glaube ich, hat sich Aristoteles geirrt. Von der Wirklichkeit eines Falles, den ich nicht selbst erfahren habe, kann ich nicht anders als aus Gründen der Wahrscheinlichkeit überzeugt werden. Ich glaube bloß deßwegen, daß ein Ding geschehen, und daß es so und so geschehen ist, weil es höchst wahrscheinlich ist, und höchst unwahrscheinlich seyn würde, wenn es nicht, oder wenn es anders geschehen wäre. Da also einzig und allein die innere Wahrscheinlichkeit mich die ehemalige Wirklichkeit eines Falles glauben macht, und diese innere Wahrscheinlichkeit sich ebensowohl in einem erdichteten Falle finden kann: was kann die Wirklichkeit des erstern für eine größere Kraft auf meine Ueberzeugung haben, als die Wirklichkeit des andern? Ja noch mehr. Da das

hiſtoriſche Wahre nicht immer auch wahrſcheinlich iſt; da Ariſtoteles ſelbſt die Sendenz des Agatho billigt:

Ταχ' ἂν τις εἰκος αὐτο τουτ' εἰναι λεγοι·
Βροτοισι πολλα τυγχανειν οὐκ εἰκυτα·

da er hier ſelbſt ſagt, daß das Vergangene nur gemeiniglich (*ἐτι το πολυ*) dem Zukünftigen ähnlich ſey; der Dichter aber die freie Gewalt hat, hierin von der Natur abzugehen, und alles, was er für wahr ausgiebt, auch wahrſcheinlich zu machen: ſo ſollte ich meinen, wäre es wohl klar, daß den Fabeln, überhaupt zu reden, in Anſehung der Ueberzeugungskraft, der Vorzug vor den hiſtoriſchen Exempeln gebühre ꝛc.

Und nunmehr glaube ich, meine Meinung von dem Weſen der Fabel genugſam vorbereitet zu haben. Ich faſſe daher alles zuſammen und ſage: Wenn wir einen allgemeinen moraliſchen Satz auf einen beſondern Fall zurückführen, dieſem beſondern Falle die Wirklichkeit ertheilen, und eine Geſchichte daraus dichten, in welcher man den allgemeinen Satz anſchauend erkennt: ſo heißt dieſe Erdichtung eine Fabel.

Das iſt meine Erklärung, und ich hoffe, daß man ſie bei der Anwendung eben ſo richtig als fruchtbar finden wird.

II.

Von dem Gebrauche der Thiere in der Fabel.

Der größte Theil der Fabeln hat Thiere, und wohl noch geringere Geschöpfe zu handelnden Personen. — Was ist hiervon zu halten? Ist es eine wesentliche Eigenschaft der Fabel, daß die Thiere darin zu moralischen Wesen erhoben werden? Ist es ein Handgriff, der dem Dichter die Erreichung seiner Absicht verkürzt und erleichtert? Ist es ein Gebrauch, der eigentlich keinen ernstlichen Nutzen hat, den man aber zu Ehren des ersten Erfinders beibehält, weil er wenigstens schnakisch ist — quod risum movet? Oder was ist es?

Batteux hatte diese Fragen entweder gar nicht vorausgesehen, oder er war listig genug, daß er ihnen damit zu entkommen glaubte, wenn er den Gebrauch der Thiere seiner Erklärung sogleich mit anflickte. Die Fabel, sagt er, ist die Erzählung einer allegorischen Handlung, die gemeiniglich den Thieren beigelegt wird. — Vollkommen à la Françoise! Oder, wie der Hahn über die Kohlen! — Warum, möchten wir gern wissen, warum wird sie gemeiniglich den Thieren beigelegt? O, was ein langsamer Deutscher nicht alles fragt!

Ueberhaupt ist unter allen Kunstrichtern Breitinger der Einzige, der diesen Punkt berührt hat. Er verdient es also um so viel mehr, daß wir ihn hören. „Weil Aesopus, sagt er, die Fabel zum Unterrichte des gemeinen bürgerlichen Lebens angewendet, so waren seine Lehren meistens ganz bekannte Sätze und Lebensregeln, und also mußte er auch zu den allegorischen Vorstellungen derselben ganz gewohnte Handlungen und Beispiele aus dem gemeinen Leben der Menschen entlehnen. Da nun aber die täglichen Geschäfte und Handlungen der Menschen nichts Ungemeines oder merkwürdig Reizendes an sich haben, so mußte man nothwendig auf ein neues Mittel bedacht seyn, auch der allegorischen Erzählung eine anzügliche Kraft und ein reizendes Ansehen mitzutheilen, um ihr also dadurch einen sichern Eingang in das menschliche Herz aufzuschließen. Nachdem man nun wahrgenommen, daß allein das Seltene, Neue und Wunderbare eine solche erweckende und angenehm entzückende Kraft auf das menschliche Gemüth mit sich führt, so war man bedacht, die Erzählung durch die Neuheit und Seltsamkeit der Vorstellungen wunderbar zu machen, und also dem Körper der Fabel eine ungemeine und reizende Schönheit beizulegen. Die Erzählung besteht aus zwei wesentlichen Hauptumständen, dem Umstande der Person und der Sache oder Handlung; ohne diese kann keine Erzählung Platz haben. Also muß das Wunderbare, welches in der Erzählung herrschen soll, sich entweder auf die Handlung selbst, oder auf die Personen, denen selbige zugeschrieben wird, beziehen. Das Wunderbare, das in den täglichen Geschäften und Handlungen der Menschen vorkommt, besteht vornehmlich in dem Unvermutheten, sowohl in Absicht auf die Vermessenheit im Unterfangen,

als die Bosheit oder Thorheit im Ausführen, zuweilen auch in einem ganz unerwarteten Ausgange einer Sache. Weil aber dergleichen wunderbare Handlungen in dem gemeinen Leben der Menschen etwas Ungewohntes und Seltenes sind; da hingegen die meisten gewöhnlichen Handlungen gar nichts Ungemeines oder Merkwürdiges an sich haben: so sah man sich gemüßigt, damit die Erzählung als der Körper der Fabel nicht verächtlich würde, derselben durch die Veränderung und Verwandlung der Personen einen angenehmen Schein des Wunderbaren mitzutheilen. Da nun die Menschen, bei aller ihrer Verschiedenheit, dennoch überhaupt betrachtet in einer wesentlichen Gleichheit und Verwandtschaft stehen, so besann man sich, Wesen von einer höhern Natur, die man wirklich zu seyn glaubte, als Götter und Genios, oder solche, die man durch die Freiheit der Dichter zu Wesen erschuf, als die Tugenden, die Kräfte der Seele, das Glück, die Gelegenheit ꝛc. in die Erzählung einzuführen; vornehmlich aber nahm man sich die Freiheit heraus, die Thiere, die Pflanzen und noch geringere Wesen, nämlich die leblosen Geschöpfe, zu der höhern Natur der vernünftigen Wesen zu erheben, indem man ihnen menschliche Vernunft und Rede mittheilte, damit sie also fähig würden, uns ihren Zustand und ihre Begegnisse in einer uns vernehmlichen Sprache zu erklären, und durch ihr Exempel von ähnlichen moralischen Handlungen unsre Lehrer abzugeben ꝛc." —

Breitinger also behauptet, daß die Erreichung des Wunderbaren die Ursache sey, warum man in der Fabel die Thiere und andere niedrigere Geschöpfe reden und vernunftmäßig handeln lasse. Und eben weil er dieses für die Ursache hält, glaubt er, daß die Fabel überhaupt,

in ihrem Wesen und Ursprunge betrachtet, nichts anders als ein lehrreiches Wunderbare sey. Diese seine zweite Erklärung ist es, welche ich hier versprochenermaßen untersuchen muß.

Es wird aber bei dieser Untersuchung vornehmlich darauf ankommen, ob die Einführung der Thiere in der Fabel wirklich wunderbar ist. Ist sie es, so hat Breitinger viel gewonnen; ist sie es aber nicht, so liegt auch sein ganzes Fabelsystem auf einmal über dem Haufen.

Wunderbar soll diese Einführung seyn? Das Wunderbare, sagt eben dieser Kunstrichter, legt den Schein der Wahrheit und Möglichkeit ab. Diese anscheinende Unmöglichkeit also gehört zu dem Wesen des Wunderbaren; und wie soll ich nunmehr jenen Gebrauch der Alten, den sie selbst schon zu einer Regel gemacht hatten, damit vergleichen? Die Alten nämlich fingen ihre Fabeln am liebsten mit dem φασι und dem darauf folgenden Klagefalle an. Die griechischen Rhetores nennen dieses kurz, die Fabel in dem Klagefalle (ταις αἰτιατικαις) vortragen; und Theon, wenn er in seinen Vorübungen [1] hierauf kommt, führt eine Stelle des Aristoteles an, wo der Philosoph diesen Gebrauch billigt, und es zwar deßwegen für rathsamer erklärt, sich bei Einführung einer Fabel lieber auf das Alterthum zu berufen, als in der eigenen Person zu sprechen, damit man den Anschein, als erzähle man etwas Unmögliches, vermindere (ἱνα παραμυθησονται το δοκειν ἀδυνατα λεγειν). War also das der Alten ihre Denkungsart, wollten sie den Schein der Unmöglichkeit in der Fabel so viel als möglich vermindert wissen: so mußten sie nothwendig weit davon entfernt seyn, in der Fabel etwas Wunderbares zu suchen,

[1] Nach der Ausgabe des Camerarius S. 28.

oder zur Absicht zu haben; denn das Wunderbare muß sich auf diesen Schein der Unmöglichkeit gründen.

Weiter! Das Wunderbare, sagt Breitinger an mehr als Einem Orte, sey der höchste Grad des Neuen. Diese Neuheit aber muß das Wunderbare, wenn es seine gehörige Wirkung auf uns thun soll, nicht allein blos in Ansehung seiner selbst, sondern auch in Ansehung unserer Vorstellungen haben. Nur das ist wunderbar, was sich sehr selten in der Reihe der natürlichen Dinge ereignet. Und nur das Wunderbare behält seinen Eindruck auf uns, dessen Vorstellung in der Reihe unserer Vorstellungen eben so selten vorkommt. Auf einen fleißigen Bibelleser wird das größte Wunder, das in der Schrift aufgezeichnet ist, den Eindruck bei weitem nicht mehr machen, den es das erstemal auf ihn gemacht hat. Er lieset es endlich mit eben so wenigem Erstaunen, daß die Sonne einmal stille gestanden, als er sie täglich auf- und niedergehen sieht. Das Wunder bleibt immer dasselbe; aber nicht unsere Gemüthsverfassung, wenn wir es zu oft denken. — Folglich würde auch die Einführung der Thiere uns höchstens nur in den ersten Fabeln wunderbar vorkommen; fänden wir aber, daß die Thiere fast in allen Fabeln sprächen und urtheilten, so würde diese Sonderbarkeit, so groß sie auch an und für sich selbst wäre, doch gar bald nichts Sonderbares mehr für uns haben.

Aber wozu alle diese Umschweife? Was sich auf einmal umreißen läßt, braucht man das erst zu erschüttern? — Darum kurz: daß die Thiere und andere niedrigere Geschöpfe Sprache und Vernunft haben, wird in der Fabel vorausgesetzt; es wird angenommen, und soll nichts weniger als wunderbar seyn. — Wenn ich in der Schrift

leſe:[1] „Da that der Herr der Eſelin den Mund auf, und ſie ſprach zu Bileam ꝛc.;“ ſo leſe ich etwas Wunderbares. Aber wenn ich bei dem Aeſopus leſe:[2] φασιν, ὁτε φωνεεντα ἠν τα ζωα, την ὀϊν προς τον δεσποτην εἰπειν. „Damals, als die Thiere noch redeten, ſoll das Schaf zu ſeinem Hirten geſagt haben;“ ſo iſt es ja wohl offenbar, daß mir der Fabuliſt nichts Wunderbares erzählen will, ſondern vielmehr etwas, das zu der Zeit, die er mit Erlaubniß ſeines Leſers annimmt, dem gemeinen Laufe der Natur vollkommen gemäß war.

Und das iſt ſo begreiflich, ſollte ich meinen, daß ich mich ſchämen muß, noch ein Wort hinzuzuthun. Ich komme vielmehr ſogleich auf die wahre Urſache, — die ich wenigſtens für die wahre halte, — warum der Fabuliſt die Thiere oft zu ſeiner Abſicht bequemer findet, als die Menſchen. — Ich ſetze ſie in die allgemein bekannten Beſtandtheile der Charaktere. — Geſetzt auch, es wäre noch ſo leicht, in der Geſchichte ein Exempel zu finden, in welchem ſich dieſe oder jene moraliſche Wahrheit anſchauend erkennen ließe; wird ſie ſich deswegen von jedem ohne Ausnahme darin erkennen laſſen? auch von dem, der mit den Charakteren der dabei intereſſirten Perſonen nicht vertraut iſt? Unmöglich! Und wie viel Perſonen ſind wohl in der Geſchichte ſo allgemein bekannt, daß man ſie nur nennen dürfte, um ſogleich bei einem jeden den Begriff von der ihnen zukommenden Denkungsart und andern Eigenſchaften zu erwecken? Die umſtändliche Charakteriſirung daher zu vermeiden, bei welcher es doch noch immer zweifelhaft iſt, ob ſie bei allen die nämlichen Ideen hervorbringt, war man

[1] 4. B. Moſ. XXII. 28.
[2] Fabul. Aesop. 316.

gezwungen, ſich lieber in die kleine Sphäre derjenigen Weſen einzuſchränken, von denen man es zuverläſſig weiß, daß auch bei den Unwiſſendſten ihren Benennungen dieſe und keine andere Idee entſpricht. Und weil von dieſen Weſen die Wenigſten ihrer Natur nach geſchickt waren, die Rollen freier Weſen über ſich zu nehmen, ſo erweiterte man lieber die Schranken ihrer Natur und machte ſie unter gewiſſen wahrſcheinlichen Vorausſetzungen dazu geſchickt.

Man hört: Britannicus und Nero. Wie viele wiſſen, was ſie hören? Wer war dieſer? wer jener? In welchem Verhältniſſe ſtehen ſie gegen einander? — Aber man hört: der Wolf und das Lamm; ſogleich weiß jeder, was er hört, und weiß, wie ſich das Eine zu dem Andern verhält. Dieſe Wörter, welche ſtracks ihre gewiſſen Bilder in uns erwecken, befördern die anſchauende Erkenntniß, die durch jene Namen, bei welchen auch die, denen ſie nicht unbekannt ſind, gewiß nicht alle vollkommen eben daſſelbe denken, verhindert wird. Wenn daher der Fabuliſt keine vernünftigen Individua auftreiben kann, die ſich durch ihre bloße Benennungen in unſerer Einbildungskraft ſchildern, ſo iſt es ihm erlaubt, und er hat Fug und Recht, dergleichen unter den Thieren oder unter noch geringeren Geſchöpfen zu ſuchen. Man ſetze in der Fabel von dem Wolfe und dem Lamme anſtatt des Wolfes den Nero, anſtatt des Lammes den Britannicus, und die Fabel hat auf einmal alles verloren, was ſie zu einer Fabel für das ganze menſchliche Geſchlecht macht. Aber man ſetze anſtatt des Lammes und des Wolfes den Rieſen und den Zwerg, und ſie verliert ſchon weniger; denn auch der Rieſe und der Zwerg ſind Individua, deren Charakter ohne weitere

Hinzuthuung ziemlich aus der Benennung erhellet. Oder man verwandle sie lieber gar in folgende menschliche Fabel: „Ein Priester kam zu dem armen Manne des Propheten,[1] und sagte: Bringe dein weißes Lamm vor den Altar, denn die Götter fordern ein Opfer. Der Arme erwiederte: mein Nachbar hat eine zahlreiche Heerde, und ich habe nur das einzige Lamm. Du hast aber den Göttern ein Gelübde gethan, versetzte dieser, weil sie deine Felder gesegnet. — Ich habe kein Feld; war die Antwort. — Nun so war es damals, als sie deinen Sohn von seiner Krankheit genesen ließen. — O, sagte der Arme, die Götter haben ihn selbst zum Opfer hingenommen. Gottloser! zürnte der Priester; du lästerst! und riß das Lamm aus seinem Schooße ꝛc." — — Und wenn in dieser Verwandlung die Fabel noch weniger verloren hat, so kommt es bloß daher, weil man mit dem Worte Priester den Charakter der Habsüchtigkeit leider noch weit geschwinder verbindet, als den Charakter der Blutdürstigkeit mit dem Worte Riese; und durch den armen Mann des Propheten die Idee der unterdrückten Unschuld noch leichter erregt wird, als durch den Zwerg. — Der beste Abdruck dieser Fabel, in welchem sie ohne Zweifel am allerwenigsten verloren hat, ist die Fabel von der Katze und dem Hahne.[2] Doch weil man auch hier sich das Verhältniß der Katze gegen den Hahn nicht so geschwind denkt, als dort das Verhältniß des Wolfes zum Lamme, so sind diese noch immer die allerbequemsten Wesen, die der Fabulist zu seiner Absicht hat wählen können.

Der Verfasser der oben angeführten Kritischen

[1] 2. B. Sam. XII.
[2] Fabul. Aesop. 6.

Briefe ist mit Breitingern einerlei Meinung, und sagt unter andern in der erdichteten Person des Hermann Arels: [1] „Die Fabel bekommt durch diese sonderbaren Personen ein wunderliches Ansehen. Es wäre keine ungeschickte Fabel, wenn man dichtete: Ein Mensch sah auf einem hohen Baume die schönsten Birnen hangen, die seine Lust davon zu essen mächtig reizten. Er bemühte sich lange, auf denselben hinauf zu klimmen; aber es war umsonst, er mußte es endlich aufgeben. Indem er wegging, sagte er: Es ist mir gesunder, daß ich sie noch länger stehen lasse; sie sind doch noch nicht zeitig genug. Aber dieses Geschichtchen reizet nicht stark genug; es ist zu platt ꝛc." — Ich gestehe es Hermann Arels zu; das Geschichtchen ist sehr platt und verdient nichts weniger als den Namen einer guten Fabel. Aber ist es bloß deßwegen so platt geworden, weil kein Thier darin redet und handelt? Gewiß nicht; sondern es ist es dadurch geworden, weil er das Individuum, den Fuchs, mit dessen bloßem Namen wir einen gewissen Charakter verbinden, aus welchem sich der Grund von der ihm zugeschriebenen Handlung angeben läßt, in ein anderes Individuum verwandelt hat, dessen Name keine Idee eines bestimmten Charakters in uns erweckt. „Ein Mensch!" Das ist ein viel zu allgemeiner Begriff für die Fabel. An was für eine Art von Menschen soll ich dabei denken? Es giebt deren so viele! Aber „ein Fuchs!" Der Fabulist weiß nur von Einem Fuchse, und sobald er mir das Wort nennt, fallen auch meine Gedanken sogleich nur auf Einen Charakter. Anstatt des Menschen überhaupt hätte Hermann Arel also wenigstens einen Gasconier setzen müssen. Und alsdann würde er wohl gefunden

[1] Seite 166.

haben, daß die Fabel durch die bloße Weglaſſung des Thieres ſo viel eben nicht verlöre, beſonders wenn er in dem nämlichen Verhältniſſe auch die übrigen Umſtände geändert, und den Gasconier nach etwas mehr als nach Birnen lüſtern gemacht hätte.

Da alſo die allgemein bekannten und unveränderlichen Charaktere der Thiere die eigentliche Urſache ſind, warum ſie der Fabuliſt zu moraliſchen Weſen erhebt, ſo kommt mir es ſehr ſonderbar vor, wenn man es Einem zum beſondern Ruhme machen will, „daß der Schwan in ſeinen Fabeln nicht ſinge, noch der Pelican ſein Blut für ſeine Jungen vergieße.“ [1] — Als ob man in den Fabelbüchern die Naturgeſchichte ſtudiren ſollte! Wenn dergleichen Eigenſchaften allgemein bekannt ſind, ſo ſind ſie werth gebraucht zu werden, der Naturaliſt mag ſie bekräftigen oder nicht. Und derjenige, der ſie uns, es ſey durch ſeine Exempel oder durch ſeine Lehre, aus den Händen ſpielen will, der nenne uns erſt andere Individua, von denen es bekannt iſt, daß ihnen die nämlichen Eigenſchaften in der That zukommen.

Je tiefer wir auf der Leiter der Weſen herabſteigen, deſto ſeltener kommen uns dergleichen allgemein bekannte Charaktere vor. Dieſes iſt denn auch die Urſache, warum ſich der Fabuliſt ſo ſelten in dem Pflanzenreiche, noch ſeltener in dem Steinreiche, und am allerſeltenſten vielleicht unter den Werken der Kunſt finden läßt. Denn daß es deswegen geſchehen ſollte, weil es ſtufenweiſe immer unwahrſcheinlicher werde, daß dieſe geringern Werke der Natur und Kunſt empfinden, denken und ſprechen könnten, will mir nicht einleuchten. Die Fabel von dem ehernen und dem irdenen Topfe iſt nicht um

[1] Man ſehe die kritiſche Vorrede zu M. v. K. neuen Fabeln.

ein Haar schlechter oder unwahrscheinlicher, als die beste Fabel, z. E. von einem Affen, so nahe auch dieser dem Menschen verwandt ist, und so unendlich weit jene von ihm abstehen.

Indem ich aber die Charaktere der Thiere zur eigentlichen Ursache ihres vorzüglichen Gebrauchs in der Fabel mache, will ich nicht sagen, daß die Thiere dem Fabulisten sonst zu weiter gar nichts nützten. Ich weiß es sehr wohl, daß sie unter andern in der zusammengesetzten Fabel das Vergnügen der Vergleichung um ein Großes vermehren, welches alsdann kaum merklich ist, wenn sowohl der wahre als der erdichtete einzelne Fall, beide aus handelnden Personen von einerlei Art, aus Menschen, bestehen. Da aber dieser Nutzen, wie gesagt, nur in der zusammengesetzten Fabel Statt findet, so kann er die Ursache nicht seyn, warum die Thiere auch in der einfachen Fabel, und also in der Fabel überhaupt, dem Dichter sich gemeiniglich mehr empfehlen als die Menschen.

Ja, ich will es wagen, den Thieren und andern geringern Geschöpfen in der Fabel noch einen Nutzen zuzuschreiben, auf welchen ich vielleicht durch Schlüsse nie gekommen wäre, wenn mich nicht mein Gefühl darauf gebracht hätte. Die Fabel hat unsere klare und lebendige Erkenntniß eines moralischen Satzes zur Absicht. Nichts verdunkelt unsere Erkenntniß mehr als die Leidenschaften. Folglich muß der Fabulist die Erregung der Leidenschaften so viel als möglich vermeiden. Wie kann er aber anders z. E. die Erregung des Mitleids vermeiden, als wenn er die Gegenstände desselben unvollkommener macht, und anstatt der Menschen Thiere, oder noch geringere Geschöpfe annimmt? Man erinnere sich noch einmal der

Fabel von dem Wolfe und Lamme, wie ſie oben in die Fabel von dem Prieſter und dem armen Manne des Propheten verwandelt worden. Wir haben Mitleiden mit dem Lamme; aber dieſes Mitleiden iſt ſo ſchwach, daß es unſerer anſchauenden Erkenntniß des moraliſchen Satzes keinen merklichen Eintrag thut. Hingegen wie iſt es mit dem armen Manne? Kommt es mir nur ſo vor, oder iſt es wirklich wahr, daß wir mit dieſem viel zu viel Mitleiden haben, und gegen den Prieſter viel zu viel Unwillen empfinden, als daß die anſchauende Erkenntniß des moraliſchen Satzes hier eben ſo klar ſeyn könnte, als ſie dort iſt?

III.

Von der Eintheilung der Fabeln.

Die Fabeln sind verschiedener Eintheilungen fähig. Von einer, die sich aus der verschiedenen Anwendung derselben ergiebt, habe ich gleich Anfangs geredet. Die Fabeln nämlich werden entweder bloß auf einen allgemeinen moralischen Satz angewendet, und heißen einfache Fabeln; oder sie werden auf einen wirklichen Fall angewendet, der mit der Fabel unter einem und eben demselben moralischen Satze enthalten ist, und heißen zusammengesetzte Fabeln. Der Nutzen dieser Eintheilung hat sich bereits an mehr als Einer Stelle gezeigt.

Eine andere Eintheilung würde sich aus der verschiedenen Beschaffenheit des moralischen Satzes herholen lassen. Es giebt nämlich moralische Sätze, die sich besser in einem einzelnen Falle ihres Gegentheils, als in einem einzelnen Falle, der unmittelbar unter ihnen begriffen ist, anschauend erkennen lassen. Fabeln also, welche den moralischen Satz in einem einzelnen Falle des Gegentheils zur Intuition bringen, würde man vielleicht indirecte Fabeln, so wie die andern directe Fabeln nennen können.

Doch von diesen Eintheilungen ist hier nicht die Frage; noch viel weniger von jener unphilosophischen Eintheilung nach den verschiedenen Erfindern oder Dichtern,

die ſich einen vorzüglichen Namen damit gemacht haben. Es hat den Kunſtrichtern gefallen, ihre gewöhnliche Eintheilung der Fabel von einer Verſchiedenheit herzunehmen, die mehr in die Augen fällt: von der Verſchiedenheit nämlich der darin handelnden Perſonen. Und dieſe Eintheilung iſt es, die ich hier näher betrachten will.

Aphthonius iſt ohne Zweifel der älteſte Scribent, der ihrer erwähnt. *Του δε μυθου*, ſagt er in ſeinen Vorübungen, *το μεν ἐστι λογικον, το δε ἠθικον το δε μικτον. Και λογικον μεν ἐν ᾧτι ποιων ἀνθρωπος πεπλασται· ἠθικον δε το των ἀλογων ἠθος ἀπομιμουμενον· μικτον δε το ἐξ ἀμφοτερων ἀλογου και λογικου.* Es giebt drei Gattungen von Fabeln; die vernünftige, in welcher der Menſch die handelnde Perſon iſt; die ſittliche, in welcher unvernünftige Weſen aufgeführt werden; die vermiſchte, in welcher ſowohl unvernünftige als vernünftige Weſen vorkommen. — Der Hauptfehler dieſer Eintheilung, welcher ſogleich einem jeden in die Augen leuchtet, iſt der, daß ſie das nicht erſchöpft, was ſie erſchöpfen ſollte. Denn wo bleiben diejenigen Fabeln, die aus Gottheiten und allegoriſchen Perſonen beſtehen? Aphthonius hat die vernünftige Gattung ausdrücklich auf den einzigen Menſchen eingeſchränkt. Doch wenn dieſem Fehler auch abzuhelfen wäre, was kann dem ungeachtet roher und mehr von der oberſten Fläche abgeſchöpft ſeyn, als dieſe Eintheilung? Oeffnet ſie uns nur auch die geringſte freiere Einſicht in das Weſen der Fabel?

Batteux würde daher ohne Zweifel eben ſo wohl gethan haben, wenn er von der Eintheilung der Fabel gar geſchwiegen hätte, als daß er uns mit jener kahlen aphthonianiſchen abſpeiſen will. Aber was wird man

vollends von ihm sagen, wenn ich zeige, daß er sich hier auf einer kleinen Tücke treffen läßt? Kurz zuvor sagt er unter andern von den Personen der Fabel: „Man hat hier nicht allein den Wolf und das Lamm, die Eiche und das Schilf, sondern auch den eisernen und den irdenen Topf ihre Rollen spielen sehen. Nur der Herr Verstand und das Fräulein Einbildungskraft, und alles, was ihnen ähnlich siehet, sind von diesem Theater ausgeschlossen worden, weil es ohne Zweifel schwerer ist, diesen bloß geistigen Wesen einen charaktermäßigen Körper zu geben, als Körpern, die einige Analogie mit unsern Organen haben, Geist und Seele zu geben." [1] — Merkt man, wider wen dieses geht? Wider den de la Motte, der sich in seinen Fabeln der allegorischen Wesen sehr häufig bedient. Da dieses nun nicht nach dem Geschmacke unsers oft mehr ekeln als feinen Kunstrichters war, so konnte ihm die aphthonianische mangelhafte Eintheilung der Fabel nicht anders als willkommen seyn, indem es durch sie stillschweigend gleichsam zur Regel gemacht wird, daß die Gottheiten und allegorischen Wesen gar nicht in die äsopische Fabel gehören. Und diese Regel eben möchte Batteux gar zu gern festsetzen, ob er sich gleich nicht getrauet mit ausdrücklichen Worten darauf zu dringen. Sein System von der Fabel kann auch nicht wohl ohne sie bestehen. „Die Aesopische Fabel, sagt er, ist, eigentlich zu reden, das Schauspiel der Kinder; sie unterscheidet sich von den übrigen nur durch die Geringfügigkeit und Naivetät ihrer spielenden Personen. Man sieht auf diesem Theater keinen Cäsar, keinen Alexander: aber wohl die Fliege und die Ameise ꝛc." — Freilich, diese Geringfügigkeit der spielenden Personen vorausgesetzt,

[1] Nach der Ramlerischen Uebersetzung, S. 244.

konnte Batteux mit den höhern poetiſchen Weſen des de la Motte unmöglich zufrieden ſeyn. Er verwarf ſie alſo, ob er ſchon einen guten Theil der beſten Fabeln des Alterthums zugleich mit verwerfen mußte; und zog ſich, um den kritiſchen Anfällen deßwegen weniger ausgeſetzt zu ſeyn, unter den Schutz der mangelhaften Eintheilung des Aphthonius. Gleich als ob Aphthonius der Mann wäre, der alle Gattungen von Fabeln, die in ſeiner Eintheilung nicht Platz haben, eben dadurch verdammen könnte! Und dieſen Mißbrauch einer erſchlichenen Autorität nenne ich eben die kleine Tücke, deren ſich Batteux in Anſehung des de la Motte hier ſchuldig gemacht hat.

Wolf [1] hat die Eintheilung des Aphthonius gleichfalls beibehalten, aber einen weit edleren Gebrauch davon gemacht. Dieſe Eintheilung in vernünftige und ſittliche Fabeln, meinet er, klinge zwar ein wenig ſonderbar; denn man könnte ſagen, daß eine jede Fabel ſowohl eine vernünftige als eine ſittliche Fabel wäre. Sittlich nämlich ſey eine jede Fabel in ſo fern, als ſie einer ſittlichen Wahrheit zum Beſten erfunden worden; und vernünftig in ſo fern, als dieſe ſittliche Wahrheit der Vernunft gemäß iſt. Doch da es einmal gewöhnlich ſey, dieſen Worten hier eine andere Bedeutung zu geben, ſo wolle er keine Neuerung machen. Aphthonius habe übrigens bei ſeiner Eintheilung die Abſicht gehabt, die Verſchiedenheit der Fabeln ganz zu erſchöpfen, und mehr nach dieſer Abſicht, als nach den Worten, deren er ſich dabei bedient habe, müſſe ſie beurtheilt werden. Absit enim, ſagt er — und o, wenn alle Liebhaber der Wahrheit ſo billig dächten! — absit, ut negemus accurate

[1] Philosoph. practicæ universalis Pars post. §. 303.

cogitasse, qui non satis accurate loquuntur. Puerile est, erroris redarguere eum, qui ab errore immunem possedit animum, propterea quod parum apta succurrerint verba, quibus mentem suam exprimere poterat. Er behält daher die Benennungen der aphthonianiſchen Eintheilung bei, und weiß die Wahrheit, die er nicht darin gefunden, ſo ſcharfſinnig hinein zu legen, daß ſie das vollkommene Anſehen einer richtigen philoſophiſchen Eintheilung bekommt. „Wenn wir Begebenheiten erdichten, ſagt er, ſo legen wir entweder den Subjecten ſolche Handlungen und Leidenſchaften, überhaupt ſolche Prädicate bei, als ihnen zukommen; oder wir legen ihnen ſolche bei, die ihnen nicht zukommen. In dem erſten Falle heißen es vernünftige Fabeln, in dem andern ſittliche Fabeln; und vermiſchte Fabeln heißen es, wenn ſie etwas ſowohl von der Eigenſchaft der ſittlichen als vernünftigen Fabel haben.“

Nach dieſer Wolfiſchen Verbeſſerung alſo beruht die Verſchiedenheit der Fabel nicht mehr auf der bloßen Verſchiedenheit der Subjecte, ſondern auf der Verſchiedenheit der Prädicate, die von dieſen Subjecten geſagt werden. Ihr zu Folge kann eine Fabel Menſchen zu handelnden Perſonen haben, und dennoch keine vernünftige Fabel ſeyn; ſo wie ſie eben nicht nothwendig eine ſittliche Fabel ſeyn muß, weil Thiere in ihr aufgeführt werden. Die oben angeführte Fabel von den zwei kämpfenden Hähnen würde nach den Worten des Aphthonius eine ſittliche Fabel ſeyn, weil ſie die Eigenſchaften und das Betragen gewiſſer Thiere nachahmt; wie hingegen Wolf den Sinn des Aphthonius genauer beſtimmt hat, iſt ſie eine vernünftige Fabel, weil nicht das geringſte von den Hähnen darin geſagt wird, was

ihnen nicht eigentlich zukäme. So iſt es mit mehrern; z. E. der Vogelſteller und die Schlange;[1] der Hund und der Koch;[2] der Hund und der Gärtner;[3] der Schäfer und der Wolf;[4] lauter Fabeln, die nach der gemeinen Eintheilung unter die ſittlichen und vermiſchten, nach der verbeſſerten aber unter die vernünftigen gehören.

Und nun? Werde ich es bei dieſer Eintheilung unſeres Weltweiſen können bewenden laſſen? Ich weiß nicht. Wider ihre logicaliſche Richtigkeit habe ich nichts zu erinnern; ſie erſchöpft alles, was ſie erſchöpfen ſoll. Aber man kann ein guter Dialektiker ſeyn, ohne ein Mann von Geſchmack zu ſeyn: und das letzte war Wolf leider wohl nicht. Wie, wenn es auch ihm hier ſo gegangen wäre, als er es von dem Aphthonius vermuthet, daß er zwar richtig gedacht, aber ſich nicht ſo vollkommen gut ausgedrückt hätte, als es beſonders die Kunſtrichter wohl verlangen dürften? Er redet von Fabeln, in welchen den Subjecten Leidenſchaften und Handlungen, überhaupt Prädicate, beigelegt werden, deren ſie nicht fähig ſind, die ihnen nicht zukommen. Dieſes nicht zukommen kann einen übeln Verſtand machen. Der Dichter, kann man daraus ſchließen, iſt alſo nicht gehalten, auf die Naturen der Geſchöpfe zu ſehen, die er in ſeinen Fabeln aufführt? Er kann das Schaf verwegen, den Wolf ſanftmüthig, den Eſel feurig vorſtellen; er kann die Tauben als Falken brauchen und die Hunde von den Haſen jagen laſſen. Alles dieſes kommt ihnen nicht zu; aber der

[1] Fabul. Aesop. 32.
[2] Fabul. Aesop. 34.
[3] Fabul. Aesop. 67.
[4] Fabul. Aesop. 71.

Dichter macht eine sittliche Fabel, und er darf es ihnen beilegen. — Wie nöthig ist es, dieser gefährlichen Auslegung, diesen mit einer Ueberschwemmung der abgeschmacktesten Mährchen drohenden Folgerungen vorzubauen.

Man erlaube mir also, mich auf meinen eigenen Weg wieder zurückzuwenden. Ich will den Weltweisen so wenig als möglich aus dem Gesichte verlieren; und vielleicht kommen wir am Ende der Bahn zusammen. — Ich habe gesagt, und glaube es erwiesen zu haben, daß auf der Erhebung des einzelnen Falles zur Wirklichkeit der wesentliche Unterschied der Parabel oder des Exempels überhaupt und der Fabel beruhet. Diese Wirklichkeit ist der Fabel so unentbehrlich, daß sie sich eher von ihrer Möglichkeit als von jener etwas abbrechen läßt. Es streitet minder mit ihrem Wesen, daß ihr einzelner Fall nicht schlechterdings möglich ist, daß er nur nach gewissen Voraussetzungen unter gewissen Bedingungen möglich ist, als daß er nicht als wirklich vorgestellt werde. In Ansehung dieser Wirklichkeit folglich ist die Fabel keiner Verschiedenheit fähig; wohl aber in Ansehung ihrer Möglichkeit, welche sie veränderlich zu seyn erlaubt. Nun ist, wie gesagt, diese Möglichkeit entweder eine unbedingte oder bedingte Möglichkeit; der einzelne Fall der Fabel ist entweder schlechterdings möglich, oder er ist es nur nach gewissen Voraussetzungen unter gewissen Bedingungen. Die Fabeln also, deren einzelner Fall schlechterdings möglich ist, will ich (um gleichfalls bei den alten Benennungen zu bleiben) vernünftige Fabeln nennen; Fabeln hingegen, wo er es nur nach gewissen Voraussetzungen ist, mögen sittliche heißen. Die vernünftigen Fabeln leiden keine fernere Unter-

abtheilung; die sittlichen aber leiden sie. Denn die Voraussetzungen betreffen entweder die Subjecte der Fabel, oder die Prädicate dieser Subjecte: der Fall der Fabel ist entweder möglich, vorausgesetzt, daß diese und jene Wesen existiren; oder er ist es, vorausgesetzt, daß diese und jene wirklich existirende Wesen (nicht andere Eigenschaften, als ihnen zukommen; denn sonst würden sie zu andern Wesen werden, sondern) die ihnen wirklich zukommenden Eigenschaften in einem höhern Grade, in einem weitern Umfange, besitzen. Jene Fabeln, worin die Subjecte vorausgesetzt werden, wollte ich mythische Fabeln nennen; und diese, worin nur erhöhtere Eigenschaften wirklicher Subjecte angenommen werden, würde ich, wenn ich das Wort anders wagen darf, hyperphysische Fabeln nennen. —

Ich will diese meine Eintheilung noch durch einige Beispiele erläutern. Die Fabel, der Blinde und der Lahme; die zwei kämpfenden Hähne; der Vogelsteller und die Schlange; der Hund und der Gärtner, sind lauter vernünftige Fabeln, ob schon bald lauter Thiere, bald Menschen und Thiere darin vorkommen; denn der darin enthaltene Fall ist schlechterdings möglich, oder, mit Wolf zu reden, es wird den Subjecten nichts darin beigelegt, was ihnen nicht zukomme. — Die Fabeln, Apollo und Jupiter;[1] Herkules und Plutus;[2] die verschiedene Bäume in ihren besondern Schutz nehmenden Götter;[3] kurz alle Fabeln, die aus Gottheiten, aus allegorischen Personen, aus Geistern und Gespenstern, aus andern erdichteten Wesen, dem Phönix z. E. bestehen,

[1] Fabul. Aesop. 287.
[2] Phaedrus, Lib. IV. Fab. 11.
[3] Phaedrus, Lib. III. Fab. 15.

sind sittliche Fabeln, und zwar mythisch sittliche; denn es wird darin vorausgesetzt, daß alle diese Wesen existiren oder existirt haben, und der Fall, den sie enthalten, ist nur unter dieser Voraussetzung möglich. — Der Wolf und das Lamm;[1] der Fuchs und der Storch;[2] die Natter und die Feile;[3] die Bäume und der Dornstrauch;[4] der Oelbaum und das Rohr[5] ꝛc. sind gleichfalls sittliche, aber hyperphysisch sittliche Fabeln; denn die Natur dieser wirklichen Wesen wird erhöhet, die Schranken ihrer Fähigkeiten werden erweitert. Eins muß ich hierbei erinnern! Man bilde sich nicht ein, daß diese Gattung von Fabeln sich bloß auf die Thiere und andere geringere Geschöpfe einschränke; der Dichter kann auch die Natur des Menschen erhöhen, und die Schranken seiner Fähigkeiten erweitern. Eine Fabel z. E. von einem Propheten würde eine hyperphysisch sittliche Fabel seyn; denn die Gabe zu prophezeien kann dem Menschen bloß nach einer erhöhteren Natur zukommen. Oder wenn man die Erzählung von den himmelstürmenden Riesen als eine äsopische Fabel behandeln und sie dahin verändern wollte, daß ihr unsinniger Bau von Bergen auf Bergen endlich von selbst zusammen stürzte und sie unter den Ruinen begrübe; so würde keine andere als eine hyperphysisch sittliche Fabel daraus werden können.

Aus den zwei Hauptgattungen der vernünftigen und sittlichen Fabel entsteht auch bei mir eine vermischte Gattung, wo nämlich der Fall zum Theil

[1] Phaedrus, Lib. I. Fab. 1.
[2] Phaedrus, Lib. I. Fab. 25.
[3] Phaedrus, Lib. IV. Fab. 7.
[4] Fabul. Aesop. 313.
[5] Fabul. Aesop. 143.

ſchlechterdings, zum Theil nur unter gewiſſen Vorausſetzungen möglich iſt. Und zwar können dieſer vermiſchten Fabeln dreierlei ſeyn: die vernünftig mythiſche Fabel, als Herkules und der Kärner;[1] der arme Mann und der Tod;[2] die vernünftig hyperphyſiſche Fabel, als der Holzſchläger und der Fuchs;[3] der Jäger und der Löwe;[4] und endlich die hyperphyſiſch mythiſche Fabel, als Jupiter und das Kameel;[5] Jupiter und die Schlange ꝛc.[6]

Und dieſe Eintheilung erſchöpft die Mannichfaltigkeit der Fabeln ganz gewiß, ja man wird, hoffe ich, keine anführen können, deren Stelle ihr zu Folge zweifelhaft bliebe, welches bei allen andern Eintheilungen geſchehen muß, die ſich bloß auf die Verſchiedenheit der handelnden Perſonen beziehen. Die Breitingeriſche Eintheilung iſt davon nicht ausgeſchloſſen, ob Er ſchon dabei die Grade des Wunderbaren zum Grunde gelegt hat. Denn da bei ihm die Grade des Wunderbaren, wie wir geſehen haben, größten Theils auf die Beſchaffenheit der handelnden Perſonen ankommen, ſo klingen ſeine Worte nur gründlicher, und er iſt in der That in die Sache nichts tiefer eingedrungen. „Das Wunderbare der Fabel, ſagt er, hat ſeine verſchiedene Grade. — Der niedrigſte Grad des Wunderbaren findet ſich in derjenigen Gattung der Fabeln, in welchen ordentliche Menſchen aufgeführt werden. — Weil in denſelben das Wahrſcheinliche über das Wunderbare weit die Oberhand hat, ſo können ſie

[1] Fabul. Aesop. 336.
[2] Fabul. Aesop. 20.
[3] Fabul. Aesop. 127.
[4] Fabul. Aesop. 280.
[5] Fabul. Aesop. 197.
[6] Fabul. Aesop. 189.

mit Fug wahrſcheinliche, oder in Abſicht auf die Perſonen menſchliche Fabeln benennt werden. Ein mehrerer Grad des Wunderbaren äußert ſich in derjenigen Klaſſe der Fabeln, in welchen ganz andere als menſchliche Perſonen aufgeführt werden. — Dieſe ſind entweder von einer vortrefflichern und höhern Natur, als die menſchliche iſt, z. E. die heidniſchen Gottheiten; — oder ſie ſind in Anſehung ihres Urſprunges und ihrer natürlichen Geſchicklichkeit von einem geringern Rang als die Menſchen, als z. E. die Thiere, Pflanzen ꝛc. — Weil in dieſen Fabeln das Wunderbare über das Wahrſcheinliche nach verſchiedenen Graden herrſchet, werden ſie deswegen nicht unfüglich wunderbare, und in Abſicht auf die Perſonen entweder göttliche oder thieriſche Fabeln genannt.“ — Und die Fabel von den zwei Töpfen? die Fabel von den Bäumen und dem Dornſtrauche? Sollen die auch thieriſche Fabeln heißen? Oder ſollen ſie und ihres gleichen eigene Benennungen erhalten? Wie ſehr wird dieſe Namenrolle anwachſen, beſonders wenn man auch alle Arten der vermiſchten Gattung benennen ſollte! Aber ein Exempel zu geben, daß man nach dieſer Breitingeriſchen Eintheilung oft zweifelhaft ſeyn kann, zu welcher Klaſſe man dieſe oder jene Fabel rechnen ſoll, ſo betrachte man die ſchon angeführte Fabel von dem Gärtner und ſeinem Hunde, oder die noch bekanntere, von dem Ackersmanne und der Schlange; aber nicht ſo wie ſie Phädrus erzählt, ſondern wie ſie unter den griechiſchen Fabeln vorkommt. Beide haben einen ſo geringen Grad des Wunderbaren, daß man ſie nothwendig zu den wahrſcheinlichen, das iſt menſchlichen Fabeln, rechnen müßte. In beiden aber kommen auch Thiere vor; und in Betrachtung dieſer würden ſie zu den vermiſchten

Fabeln gehören, in welchen das Wunderbare weit mehr über das Wahrscheinliche herrscht, als in jenen. Folglich würde man erst ausmachen müssen, ob die Schlange und der Hund hier als handelnde Personen der Fabel anzusehen wären oder nicht, ehe man der Fabel selbst ihre Klasse anweisen könnte.

Ich will mich bei diesen Kleinigkeiten nicht länger aufhalten, sondern mit einer Anmerkung schließen, die sich überhaupt auf die hyperphysischen Fabeln beziehet, und die ich zur richtigeren Beurtheilung einiger von meinen eigenen Versuchen nicht gern anzubringen vergessen möchte. — Es ist bei dieser Gattung von Fabeln die Frage, wie weit der Fabulist die Natur der Thiere und anderer niedrigeren Geschöpfe erhöhen, und wie nahe er sie der menschlichen Natur bringen dürfe? Ich antworte kurz: so weit und so nahe er immer will. Nur mit der einzigen Bedingung, daß aus allem, was er sie denken, reden und handeln läßt, der Charakter hervorscheine, um dessen willen er sie seiner Absicht bequemer fand, als alle andere Individua. Ist dieses; denken, reden und thun sie durchaus nichts, was ein andres Individuum von einem andern oder gar ohne Charakter eben so gut denken, reden und thun könnte: so wird uns ihr Betragen im geringsten nicht befremden, wenn es auch noch so viel Witz, Scharfsinnigkeit und Vernunft voraussetzt. Und wie könnte es auch? Haben wir ihnen einmal Freiheit und Sprache zugestanden, so müssen wir ihnen zugleich alle Modificationen des Willens und alle Erkenntnisse zugestehen, die aus jenen Eigenschaften folgen können, auf welchen unser Vorzug vor ihnen einzig und allein beruhet. Nur ihren Character, wie gesagt, müssen wir durch die ganze Fabel finden; und finden wir

diesen, so erfolgt die Illusion, daß es wirkliche Thiere sind, ob wir sie gleich reden hören, und ob sie gleich noch so feine Anmerkungen, noch so scharfsinnige Schlüsse machen. Es ist unbeschreiblich, wie viele Sophismata non causae ut causae die Kunstrichter in dieser Materie gemacht haben. Unter andern der Verfasser der Kritischen Briefe, wenn er von seinem Hermann Arel sagt: „Daher schreibt er auch den unvernünftigen Thieren, die er aufführt, niemals eine Reihe von Anschlägen zu, die in einem System, in einer Verknüpfung stehen, und zu einem Endzwecke von weitem her angeordnet sind. Denn dazu gehört eine Stärke der Vernunft, welche über den Instinkt ist. Ihr Instinkt giebt nur flüchtige und dunkle Strahlen einer Vernunft von sich, die sich nicht lange empor halten kann. Aus dieser Ursache werden diese Fabeln mit Thierpersonen ganz kurz, und bestehen nur aus einem sehr einfachen Anschlage oder Anliegen. Sie reichen nicht zu, einen menschlichen Charakter in mehr als Einem Lichte vorzustellen; ja der Fabulist muß zufrieden seyn, wenn er nur Einen Zug eines Charakters vorstellen kann. Es ist eine ausschweifende Idee des Pater Bossue, daß die äsopische Fabel sich in dieselbe Länge wie die epische Fabel ausdehnen lasse. Denn das kann nicht geschehen, es sey denn, daß man die Thiere nichts von den Thieren behalten lasse, sondern sie in Menschen verwandle, welches nur in possierlichen Gedichten angehet, wo man die Thiere mit gewissem Vorsatz in Masken aufführet, und die Verrichtungen der Menschen nachäffen läßt ꝛc.“ — Wie sonderbar ist hier das aus dem Wesen der Thiere hergeleitet, was der Kunstrichter aus dem Wesen der anschauenden Erkenntniß und aus der Einheit des moralischen Lehrsatzes in der Fabel

hätte herleiten sollen! Ich gebe es zu, daß der Einfall des Pater Bossue nichts taugt. Die äsopische Fabel, in die Länge einer epischen Fabel ausgedehnt, höret auf eine äsopische Fabel zu seyn; aber nicht deswegen, weil man den Thieren, nachdem man ihnen Freiheit und Sprache ertheilt hat, nicht auch eine Folge von Gedanken, dergleichen die Folge von Handlungen in der Epopee erfordern würde, ertheilen dürfte; nicht deswegen, weil die Thiere alsdann zu viel Menschliches haben würden: sondern deswegen, weil die Einheit des moralischen Lehrsatzes verloren gehen würde; weil man diesen Lehrsatz in der Fabel, deren Theile so gewaltsam aus einander gedehnt und mit fremden Theilen vermischt worden, nicht länger anschauend erkennen würde. Denn die anschauende Erkenntniß erfordert unumgänglich, daß wir den einzelnen Fall auf einmal übersehen können; können wir es nicht, weil er entweder allzuviel Theile hat, oder seine Theile allzuweit aus einander liegen, so kann auch die Intuition des Allgemeinen nicht erfolgen. Und nur dieses, wenn ich nicht sehr irre, ist der wahre Grund, warum man es dem dramatischen Dichter, noch williger aber dem Epopeendichter, erlassen hat, in ihre Werke eine einzige Hauptlehre zu legen. Denn was hilft es, wenn sie auch eine hineinlegen? Wir können sie doch nicht darin erkennen, weil ihre Werke viel zu weitläuftig sind, als daß wir sie auf einmal zu übersehen vermöchten. In dem Skelette derselben müßte sie sich wohl endlich zeigen; aber das Skelett gehöret für den kalten Kunstrichter, und wenn dieser einmal glaubt, daß eine solche Hauptlehre darin liegen müsse, so wird er sie gewiß herausgrübeln, wenn sie der Dichter auch gleich nicht hineingelegt hat. Daß übrigens das eingeschränkte Wesen der

Thiere von dieſer nicht zu erlaubenden Ausdehnung der äſopiſchen Fabel die wahre Urſache nicht ſey, hätte der kritiſche Briefſteller gleich daher abnehmen können, weil nicht bloß die thieriſche Fabel, ſondern auch jede andere äſopiſche Fabel, wenn ſie ſchon aus vernünftigen Weſen beſteht, derſelben unfähig iſt. Die Fabel von dem Lahmen und Blinden, oder von dem armen Manne und dem Tode, läßt ſich eben ſo wenig zur Länge des epiſchen Gedichtes erſtrecken, als die Fabel von dem Lamme und dem Wolfe, oder von dem Fuchſe und dem Raben. Kann es alſo an der Natur der Thiere liegen? Und wenn man mit Beiſpielen ſtreiten wollte, wie viel ſehr gute Fabeln ließen ſich ihm nicht entgegen ſetzen, in welchen den Thieren weit mehr als flüchtige und dunkle Strahlen einer Vernunft beigelegt wird, und man ſie ihre Anſchläge ziemlich von weitem her zu einem Endzwecke anwenden ſiehet! Z. E. der Adler und der Käfer; [1] der Adler, die Katze und das Schwein [2] ꝛc.

Unterdeſſen, dachte ich einsmals bei mir ſelbſt, wenn man dem ungeachtet eine äſopiſche Fabel von einer ungewöhnlichen Länge machen wollte, wie müßte man es anfangen, daß die jetzt berührten Unbequemlichkeiten dieſer Länge wegfielen? Wie müßte unſer Reinicke Fuchs ausſehen, wenn ihm der Name eines äſopiſchen Heldengedichts zukommen ſollte? Mein Einfall war dieſer: Fürs erſte müßte nur ein einziger moraliſcher Satz in dem Ganzen zum Grunde liegen; fürs zweite müßten die vielen und mannichfaltigen Theile dieſes Ganzen unter gewiſſe Haupttheile gebracht werden, damit man ſie wenigſtens in dieſen Haupttheilen auf einmal überſehen

[1] Fabul. Aesop. 2.
[2] Phaedrus, Lib. II. Fab. 4.

könnte; fürs dritte müßte jeder dieſer Haupttheile ein beſonderes Ganze, eine für ſich beſtehende Fabel ſeyn können, damit das große Ganze aus gleichartigen Theilen beſtände. Es müßte, um alles zuſammen zu nehmen, der allgemeine moraliſche Satz in ſeine einzelne Begriffe aufgelöſet werden; jeder von dieſen einzelnen Begriffen müßte in einer beſondern Fabel zur Intuition gebracht werden, und alle dieſe beſondern Fabeln müßten zuſammen nur eine einzige Fabel ausmachen. Wie wenig hat der Reinicke Fuchs von dieſen Requiſitis! Am Beſten alſo, ich mache ſelbſt die Probe, ob ſich mein Einfall auch wirklich ausführen läßt. — Und nun urtheile man, wie dieſe Probe ausgefallen iſt! Es iſt die ſechszehnte Fabel meines dritten Buchs, und heißt die Geſchichte des alten Wolfs in ſieben Fabeln. Die Lehre, welche in allen ſieben Fabeln zuſammen genommen liegt, iſt dieſe: „Man muß einen alten Böſewicht nicht auf das äußerſte bringen, und ihm alle Mittel zur Beſſerung, ſo ſpät und erzwungen ſie auch ſeyn mag, benehmen.“ Dieſes Aeußerſte, die Benehmung aller Mittel zerſtückte ich; machte verſchiedene mißlungene Verſuche des Wolfes daraus, des gefährlichen Raubens künftig müßig gehen zu können; und bearbeitete jeden dieſer Verſuche als eine beſondere Fabel, die ihre eigene und mit der Hauptmoral in keiner Verbindung ſtehende Lehre hat. — Was ich hier bis auf ſieben, und mit dem Rangſtreite der Thiere auf vier Fabeln gebracht habe, wird ein Anderer mit einer andern noch fruchtbarern Moral leicht auf mehrere bringen können. Ich begnüge mich, die Möglichkeit gezeigt zu haben.

IV.

Von dem Vortrage der Fabeln.

Wie soll die Fabel vorgetragen werden? Ist hierin Aesopus, oder ist Phädrus, oder ist la Fontaine das wahre Muster?

Es ist nicht ausgemacht, ob Aesopus seine Fabeln selbst aufgeschrieben und in ein Buch zusammen getragen hat. Aber das ist so gut als ausgemacht, daß, wenn er es auch gethan hat, doch keine einzige davon durchaus mit seinen eigenen Worten auf uns gekommen ist. Ich verstehe also hier die allerschönsten Fabeln in den verschiedenen griechischen Sammlungen, welchen man seinen Namen vorgesetzt hat. Nach diesen zu urtheilen, war sein Vortrag von der äußersten Präcision; er hielt sich nirgends bei Beschreibungen auf; er kam sogleich zur Sache, und eilte mit jedem Worte näher zum Ende; er kannte kein Mittel zwischen dem Nothwendigen und Unnützen. So characterisirt ihn de la Motte; und richtig. Diese Präcision und Kürze, worin er ein so großes Muster war, fanden die Alten der Natur der Fabel auch so angemessen, daß sie eine allgemeine Regel daraus machten. Theon unter andern dringet mit den ausdrücklichsten Worten darauf.

Auch Phädrus, der ſich vornahm, die Erfindungen des Aeſopus in Verſen auszubilden, hat offenbar den feſten Vorſatz gehabt, ſich an dieſe Regel zu halten; und wo er davon abgekommen iſt, ſcheinet ihn das Sylbenmaß und der poetiſchere Styl, in welchen uns auch das allerſimpelſte Sylbenmaß wie unvermeidlich verſtrickt, gleichſam wider ſeinen Willen davon abgebracht zu haben.

Aber la Fontaine? Dieſes ſonderbare Genie! La Fontaine! Nein, wider ihn ſelbſt habe ich nichts; aber wider ſeine Nachahmer, wider ſeine blinden Verehrer! La Fontaine kannte die Alten zu gut, als daß er nicht hätte wiſſen ſollen, was ihre Muſter und die Natur zu einer vollkommenen Fabel erforderten. Er wußte es, daß die Kürze die Seele der Fabel ſey; er geſtand es zu, daß es ihr vornehmſter Schmuck ſey, ganz und gar keinen Schmuck zu haben. Er bekannte [1] mit der liebenswürdigſten Aufrichtigkeit, „daß man die zierliche Präciſion und die außerordentliche Kürze, durch die ſich Phädrus ſo ſehr empfehle, in ſeinen Fabeln nicht finden werde. Es wären dieſes Eigenſchaften, die zu erreichen ihn ſeine Sprache zum Theil verhindert hätte; und bloß deßwegen, weil er den Phädrus darin nicht nachahmen können, habe er geglaubt, qu'il falloit en recompense égayer l'ouvrage plus qu'il n'a fait.“ Alle die Luſtigkeit, ſagt er, durch die ich meine Fabeln aufgeſtutzt habe, ſoll weiter nichts als eine etwanige Schadloshaltung für weſentlichere Schönheiten ſeyn, die ich ihnen zu ertheilen zu unvermögend geweſen bin. — Welch Bekenntniß! In meinen Augen macht ihm dieſes Bekenntniß mehr Ehre, als ihm alle ſeine Fabeln machen. Aber wie wunderbar ward es von dem franzöſiſchen Publico aufgenommen!

[1] In der Vorrede zu ſeinen Fabeln.

Es glaubte, la Fontaine wolle ein bloßes Compliment machen, und hielt die Schadloshaltung unendlich höher, als das, wofür sie geleistet war. Kaum konnte es auch anders seyn; denn die Schadloshaltung hatte allzuviel Reizendes für Franzosen, bei welchen nichts über die Lustigkeit geht. Ein witziger Kopf unter ihnen, der hernach das Unglück hatte, hundert Jahr witzig zu bleiben,[1] meinte sogar, la Fontaine habe sich aus bloßer Albernheit (par bêtise) dem Phädrus nachgesetzt; und de la Motte schrie über diesen Einfall: mot plaisant, mais solide.

Unterdessen, da la Fontaine seine lustige Schwatzhaftigkeit durch ein so großes Muster als ihm Phädrus schien, verdammt glaubte, wollte er doch nicht ganz ohne Bedeckung von Seiten des Alterthums bleiben. Er setzte also hinzu: „Und meinen Fabeln diese Lustigkeit zu ertheilen, habe ich um so viel eher wagen dürfen, da Quintilian lehret, man könne die Erzählungen nicht lustig genug machen (égayer). Ich brauche keine Ursache hiervon anzugeben; genug, daß es Quintilian sagt." — Ich habe wider diese Autorität zweierlei zu erinnern. Es ist wahr, Quintilian sagt: Ego vero narrationem, ut si ullam partem orationis, omni, qua potest, gratia et venere exornandam puto;[2] und dieses muß die Stelle seyn, worauf sich la Fontaine stützet. Aber ist diese Grazie, diese Venus, die er der Erzählung so viel als möglich, obgleich nach Maßgebung der Sache,[3] zu ertheilen befiehlt, ist dieses Lustigkeit? Ich sollte meinen,

[1] Fontenelle.

[2] Quinctilianus Inst. Orat. Lib. IV. cap. 2.

[3] Sed plurimum refert, quae sit natura ejus rei, quam exponimus. *Idem, ibidem.*

daß gerade die Luſtigkeit dadurch ausgeſchloſſen werde. Doch der Hauptpunkt iſt hier dieſer: Quintilian redet von der Erzählung des Facti in einer gerichtlichen Rede, und was er von dieſer ſagt, zieht la Fontaine wider die ausdrückliche Rede der Alten auf die Fabel. Er hätte dieſe Regel unter andern bei dem Theon finden können. Der Grieche redet von dem Vortrage der Erzählung in der Chrie, — wie plan, wie kurz muß die Erzählung in einer Chrie ſeyn! — und ſetzt hinzu: ἐν δε τοις μυθοις απλουστεραν την ἑρμηνειαν ἐιναι δει και προσφυη· και ὡς δυνατον, ἀκατασκευον τε και σαφη· Die Erzählung der Fabel ſoll noch planer ſeyn, ſie ſoll zuſammengepreßt, ſo viel als möglich ohne alle Zierathen und Figuren mit der einzigen Deutlichkeit zufrieden ſeyn.

Dem la Fontaine vergebe ich den Mißbrauch dieſer Autorität des Quintilians gar gern. Man weiß ja, wie die Franzoſen überhaupt die Alten leſen! Leſen ſie doch ihre eigenen Autoren mit der unverzeihlichſten Flatterhaftigkeit. Hier iſt gleich ein Exempel! De la Motte ſagt von dem la Fontaine: Tout Original qu'il est dans les manières, il étoit admirateur des Anciens jusqu'à la prévention, comme s'ils eussent été ses modèles. *La brièveté*, dit-il, *est l'ame de la Fable, et il est inutile d'en apporter des raisons, c'est assez que Quintilien l'ait dit.* [1] Man kann nichts verſtümmelter anführen, als de la Motte hier den la Fontaine anführt! La Fontaine legt es einem ganz andern Kunſtrichter in den Mund, daß die Kürze die Seele der Fabel ſey, oder ſpricht es vielmehr in ſeiner eigenen Perſon; er beruft ſich nicht wegen der Kürze, ſondern wegen der Munterkeit, die in den Erzählungen herrſchen ſolle, auf das

[1] Discours sur la Fable, p. 17.

Zeugniß des Quintilians, und würde sich wegen jener sehr schlecht auf ihn berufen haben, weil man jenen Ausspruch nirgends bei ihm findet.

Ich komme auf die Sache selbst zurück. Der allgemeine Beifall, den la Fontaine mit seiner muntern Art zu erzählen erhielt, machte, daß man nach und nach die äsopische Fabel von einer ganz andern Seite betrachtete, als sie die Alten betrachtet hatten. Bei den Alten gehörte die Fabel zu dem Gebiete der Philosophie, und aus diesem holten die Lehrer der Redekunst sie in das ihrige herüber. Aristoteles hat nicht in seiner Dichtkunst, sondern in seiner Rhetorik davon gehandelt; und was Aphthonius und Theon davon sagen, das sagen sie gleichfalls in Vorübungen der Rhetorik. Auch bei den Neueren muß man das, was man von der äsopischen Fabel wissen will, durchaus in Rhetoriken suchen; bis auf die Zeiten des la Fontaine. Ihm gelang es, die Fabel zu einem anmuthigen poetischen Spielwerke zu machen; er bezauberte; er bekam eine Menge Nachahmer, die den Namen eines Dichters nicht wohlfeiler erhalten zu können glaubten, als durch solche in lustigen Versen ausgedehnte und gewässerte Fabeln; die Lehrer der Dichtkunst griffen zu; die Lehrer der Redekunst ließen den Eingriff geschehen; diese hörten auf, die Fabel als ein sicheres Mittel zur lebendigen Ueberzeugung anzupreisen; und jene fingen dafür an, sie als ein Kinderspiel zu betrachten, das sie so viel als möglich auszuputzen uns lehren müßten. — So stehen wir noch! —

Ein Mann, der aus der Schule der Alten kommt, wo ihm jene ἑρμηνεια ἀκαταασκευος der Fabel so oft empfohlen worden, kann der wissen, woran er ist, wenn er z. E. bei dem Batteux ein langes Verzeichniß von

Zierathen lieſet, deren die Erzählung der Fabel fähig ſeyn ſoll? Er muß voller Verwunderung fragen: ſo hat ſich denn bei den Neuern ganz das Weſen der Dinge verändert? Denn alle dieſe Zierathen ſtreiten mit dem wirklichen Weſen der Fabel. Ich will es beweiſen.

Wenn ich mir einer moraliſchen Wahrheit durch die Fabel bewußt werden ſoll, ſo muß ich die Fabel auf einmal überſehen können; und um ſie auf einmal überſehen zu können, muß ſie ſo kurz ſeyn, als möglich. Alle Zierathen aber ſind dieſer Kürze entgegen; denn ohne ſie würde ſie noch kürzer ſeyn können: folglich ſtreiten alle Zierathen, in ſo fern ſie leere Verlängerungen ſind, mit der Abſicht der Fabel.

Z. E. Eben mit zur Erreichung dieſer Kürze braucht die Fabel gern die allerbekannteſten Thiere; damit ſie weiter nichts als ihren einzigen Namen nennen darf, um einen ganzen Charakter zu ſchildern, um Eigenſchaften zu bemerken, die ihr ohne dieſen Namen allzuviel Worte koſten würden. Nun höre man den Batteux: „Dieſe Zierathen beſtehen Erſtlich in Gemälden, Beſchreibungen, Zeichnungen der Oerter, der Perſonen, der Stellungen.“ — Das heißt: Man muß nicht ſchlechtweg z. E. ein Fuchs ſagen, ſondern man muß fein ſagen:

> Un vieux renard, mais de plus finis,
> Grand croqueur de poulets, grand preneur de lapins,
> Sentant son renard d'une lieue etc.

Der Fabuliſt brauchte Fuchs, um mit einer einzigen Sylbe ein individuelles Bild eines witzigen Schalks zu entwerfen; und der Poet will lieber von dieſer Bequemlichkeit nichts wiſſen, will ihr entſagen, ehe man ihm die Gelegenheit nehmen ſoll, eine luſtige Beſchreibung

von einem Dinge zu machen, deſſen ganzer Vorzug hier eben dieſer iſt, daß es keiner Beſchreibung bedarf.

Der Fabuliſt will in Einer Fabel nur Eine Moral zur Intuition bringen. Er wird es alſo ſorgfältig vermeiden, die Theile derſelben ſo einzurichten, daß ſie uns Anlaß geben, irgend eine andere Wahrheit in ihnen zu erkennen, als wir in allen Theilen zuſammengenommen erkennen ſollen. Viel weniger wird er eine ſolche fremde Wahrheit mit ausdrücklichen Worten einfließen laſſen, damit er unſere Aufmerkſamkeit nicht von ſeinem Zwecke abbringe, oder wenigſtens ſchwäche, indem er ſie unter mehrere allgemeine moraliſche Sätze theilet. — Aber Batteux, was ſagt der? „Der zweite Zierath, ſagt er, beſteht in den Gedanken; nämlich in ſolchen Gedanken, die hervorſtechen, und ſich von den übrigen auf eine beſondere Art unterſcheiden.“

Nicht minder widerſinnig iſt ſein dritter Zierath, die Alluſion. — Doch wer ſtreitet denn mit mir? Batteux ſelbſt geſteht es ja mit ausdrücklichen Worten, „daß dieſes nur Zierathen ſolcher Erzählungen ſind, die vornehmlich zur Beluſtigung gemacht werden.“ Und für eine ſolche Erzählung hält er die Fabel? Warum bin ich ſo eigenſinnig, ſie nicht auch dafür zu halten? Warum habe ich nur ihren Nutzen im Sinne? Warum glaube ich, daß dieſer Nutzen ſeinem Weſen nach ſchon anmuthig genug iſt, um aller fremden Annehmlichkeiten entbehren zu können? Freilich geht es dem la Fontaine und allen ſeinen Nachahmern wie meinem Manne mit dem Bogen;[1] der Mann wollte, daß ſein Bogen mehr als glatt ſey; er ließ Zierathen darauf ſchnitzen; und der Künſtler verſtand ſehr wohl, was für Zierathen auf einen

[1] S. die erſte Fabel des dritten Buchs.

Bogen gehörten; er schnitzte eine Jagd darauf: nun will der Mann den Bogen versuchen, und er zerbricht. Aber war das die Schuld des Künstlers? Wer hieß den Mann so wie zuvor damit zu schießen? Er hätte den geschnitzten Bogen nunmehr fein in seiner Rüstkammer aufhängen und seine Augen daran weiden sollen! Mit einem solchen Bogen schießen zu wollen! — Freilich würde nun auch Plato, der die Dichter alle mit sammt ihrem Homer aus seiner Republik verbannte, dem Aesopus aber einen rühmlichen Platz darin vergönnte, freilich würde auch Er nunmehr zu dem Aesopus, so wie ihn la Fontaine verkleidet hat, sagen: Freund, wir kennen einander nicht mehr! Geh auch du deinen Gang! Aber, was geht es uns an, was so ein alter Grillenfänger, wie Plato, sagen würde? —

Vollkommen richtig! Unterdessen, da ich so sehr billig bin, hoffe ich, daß man es auch einigermaßen gegen mich seyn wird. Ich habe die erhabene Absicht, die Welt mit meinen Fabeln zu belustigen, leider nicht gehabt; ich hatte mein Augenmerk nur immer auf diese oder jene Sittenlehre, die ich meistens zu meiner eigenen Erbauung gern in besonderen Fällen übersehen wollte; und zu diesem Gebrauche glaubte ich meine Erdichtungen nicht kurz, nicht trocken genug aufschreiben zu können. Wenn ich aber jetzt die Welt gleich nicht belustige, so könnte sie doch mit der Zeit vielleicht durch mich belustiget werden. Man erzählt ja die neuen Fabeln des Abstemius eben sowohl als die alten Fabeln des Aesopus in Versen; wer weiß, was meinen Fabeln aufbehalten ist, und ob man auch sie nicht einmal mit aller möglichen Lustigkeit erzählt, wenn sie sich anders durch ihren innern Werth eine Zeitlang in dem Andenken der Welt erhalten? In

dieſer Betrachtung alſo bitte ich für jetzt mit meiner Proſa —

Aber ich bilde mir ein, daß man mich meine Bitte nicht einmal ausſagen läßt. Wenn ich mit der allzu muntern und leicht auf Umwege führenden Erzählungsart des la Fontaine nicht zufrieden war, mußte ich darum auf das andere Extremum verfallen? Warum wandte ich mich nicht auf die Mittelſtraße des Phädrus, und erzählte in der zierlichen Kürze des Römers, aber doch in Verſen? Denn proſaiſche Fabeln; wer wird die leſen wollen! — Dieſen Vorwurf werde ich unfehlbar zu hören bekommen. Was will ich im voraus darauf antworten? Zweierlei. Erſtlich: was man mir am leichteſten glauben wird: ich fühlte mich zu unfähig, jene zierliche Kürze in Verſen zu erreichen. La Fontaine, der eben das bei ſich fühlte, ſchob die Schuld auf ſeine Sprache. Ich habe von der meinigen eine zu gute Meinung, und glaube überhaupt, daß ein Genie ſeiner angebornen Sprache, ſie mag ſeyn, welche es will, eine Form ertheilen kann, welche er will. Für ein Genie ſind die Sprachen alle von Einer Natur: und die Schuld iſt alſo einzig und allein mein. Ich habe die Verſification nie ſo in meiner Gewalt gehabt, daß ich auf keine Weiſe beſorgen dürfen, das Sylbenmaß und der Reim werde hier und da den Meiſter über mich ſpielen. Geſchähe das, ſo wäre es ja um die Kürze gethan, und vielleicht noch um mehr weſentliche Eigenſchaften der guten Fabel. Denn zweitens — Ich muß es nur geſtehen; ich bin mit dem Phädrus nicht ſo recht zufrieden. De la Motte hatte ihm weiter nichts vorzuwerfen, als, „daß er ſeine Moral oft zu Anfange der Fabeln ſetze, und daß er uns manchmal eine allzu unbeſtimmte Moral gebe,

die nicht deutlich genug aus der Allegorie entſpringe.“ Der erſte Vorwurf betrifft eine wahre Kleinigkeit; der zweite iſt unendlich wichtiger, und leider gegründet. Doch ich will nicht fremde Beſchuldigungen rechtfertigen; ſondern meine eigene vorbringen. Sie läuft dahin aus, daß Phädrus, ſo oft er ſich von der Einfalt der griechiſchen Fabeln auch nur einen Schritt entfernt, einen plumpen Fehler begeht. Wie viele Beweiſe will man? z. E.

Fab. 4. Lib. I.

Canis per flumen carnem dum ferret natans,
Lympharum in speculo vidit simulacrum suum etc.

Es iſt unmöglich; wenn der Hund durch den Fluß geſchwommen iſt, ſo hat er das Waſſer um ſich her nothwendig ſo getrübt, daß er ſein Bildniß unmöglich darin ſehen können. Die griechiſchen Fabeln ſagen: κυων κρεας ἐχουσα ποταμον διεβαινε; das braucht weiter nichts zu heißen, als: er ging über den Fluß; auf einem niedrigen Steige, muß man ſich vorſtellen. Aphthonius beſtimmt dieſen Umſtand noch behutſamer: κρεας ἁρπασα τις κυων παρ᾽ αὐτην διηει την ὀχθην; der Hund ging an dem Ufer des Fluſſes.

Fab. 5. Lib. I.

Yacca et capella, et patiens ovis injuriæ,
Socii fuere cum leone in saltibus.

Welch eine Geſellſchaft! Wie war es möglich, daß ſich dieſe viere zu einem Zwecke vereinigen konnten? Und zwar zur Jagd! Dieſe Ungereimtheit haben die Kunſtrichter ſchon öfters angemerkt; aber noch keiner hat zugleich anmerken wollen, daß ſie von des Phädrus eigener Erfindung iſt. Im Griechiſchen iſt dieſe Fabel zwiſchen

dem Löwen und dem wilden Eſel (Ὀναγρος.) Von dem wilden Eſel iſt es bekannt, daß er ludert; und folglich konnte er an der Beute Theil nehmen. Wie elend iſt ferner die Theilung bei dem Phädrus:

Ego primam tollo, nominor quia leo,
Secundam, quia sum fortis, tribuetis mihi;
Tum quia plus valeo, me sequetur tertia;
Male afficietur, si quis quartam tetigerit.

Wie vortrefflich hingegen iſt ſie im Griechiſchen! Der Löwe macht ſogleich drei Theile; denn von jeder Beute ward bei den Alten ein Theil für den König oder für die Schatzkammer des Staates bei Seite gelegt. Und dieſes Theil, ſagt der Löwe, gehöret mir, βασιλευς γαρ εἰμι; das zweite Theil gehört mir auch, ὡς ἐξ ἰσου κοινωνων, nach dem Rechte der gleichen Theilung; und das dritte Theil κακον μεγα σοι ποιησει, εἰ μη ἐθελης φυγειν.

Fab. 11. Lib. I.

Venari asello comite cum vellet leo,
Contexit illum frutice, et admonuit simul,
Ut insueta voce terreret feras etc.
— — — — — — — —
Quae dum paventes exitus notos petunt,
Leonis affliguntur horrendo impetu.

Der Löwe verbirgt den Eſel in das Geſträuch; der Eſel ſchreiet; die Thiere erſchrecken in ihren Lagern, und da ſie durch die bekannten Ausgänge davon fliehen wollen, fallen ſie dem Löwen in die Klauen. Wie ging das zu? Konnte jedes nur durch Einen Ausgang davon kommen? Warum mußte es gleich den wählen, an welchem der Löwe lauerte? Oder konnte der Löwe überall ſeyn? — Wie vortrefflich fallen in der griechiſchen Fabel alle dieſe Schwierigkeiten weg! Der Löwe und der Eſel

kommen da vor eine Höhle, in der sich wilde Ziegen aufhalten. Der Löwe schickt den Esel hinein; der Esel scheucht mit seiner fürchterlichen Stimme die wilden Ziegen heraus, und so können sie dem Löwen, der ihrer an dem Eingange wartet, nicht entgehen.

Fab. 9. Lib. IV.

Peras imposuit Jupiter nobis duas,
Propriis repletam vitiis post tergum dedit,
Alienis ante pectus suspendit gravem.

Jupiter hat uns diese zwei Säcke aufgelegt? Er ist also selbst Schuld, daß wir unsere eigene Fehler nicht sehen, und nur scharfsichtige Tadler der Fehler unsers Nächsten sind? Wie viel fehlt dieser Ungereimtheit zu einer förmlichen Gotteslästerung? Die besseren Griechen lassen durchgängig den Jupiter hier aus dem Spiele; sie sagen schlecht weg: Ἄνθρωπος δυο πηρας ἑκαστος φερει; oder δυο πηρας ἐξημμεθα του τραχηλου u. s. w.

Genug für eine Probe! Ich behalte mir vor, meine Beschuldigung an einem andern Orte umständlicher zu erweisen; und vielleicht durch eine eigene Ausgabe des Phädrus.

V.

Von einem beſondern Nutzen der Fabeln in den Schulen.

Ich will hier nicht von dem moraliſchen Nutzen der Fabeln reden; er gehöret in die allgemeine praktiſche Philoſophie; und würde ich mehr davon ſagen können, als Wolf geſagt hat? Noch weniger will ich von dem geringern Nutzen jetzt ſprechen, den die alten Rhetores in ihren Vorübungen von den Fabeln zogen; indem ſie ihren Schülern aufgaben, bald eine Fabel durch alle casus obliquos zu verändern, bald ſie zu erweitern, bald ſie kürzer zuſammen zu ziehen ꝛc. Dieſe Uebung kann nicht anders als zum Nachtheil der Fabel ſelbſt vorgenommen werden; und da jede kleine Geſchichte eben ſo geſchickt dazu iſt, ſo weiß ich nicht, warum man eben die Fabel dazu mißbrauchen muß, die ſich als Fabel ganz gewiß nur auf eine einzige Art gut erzählen läßt.

Den Nutzen, den ich jetzt mehr berühren als umſtändlich erörtern will, würde man den hevriſtiſchen Nutzen der Fabeln nennen können. — Warum fehlt es in allen Wiſſenſchaften und Künſten ſo ſehr an Erfindern und ſelbſtdenkenden Köpfen? Dieſe Frage wird am Beſten durch eine andere Frage beantwortet: Warum werden wir nicht beſſer erzogen? Gott giebt uns die Seele; aber

das Genie müssen wir durch die Erziehung bekommen. Ein Knabe, dessen gesammte Seelenkräfte man so viel als möglich beständig in einerlei Verhältnissen ausbildet und erweitert; den man angewöhnet, alles, was er täglich zu seinem kleinen Wissen hinzulernt, mit dem, was er gestern bereits wußte, in der Geschwindigkeit zu vergleichen, und Acht zu haben, ob er durch diese Vergleichung nicht von selbst auf Dinge kommt, die ihm noch nicht gesagt worden; den man beständig aus einer Scienz in die andere hinüber sehen läßt; den man lehret, sich eben so leicht von dem Besondern zu dem Allgemeinen zu erheben, als von dem Allgemeinen zu dem Besondern sich wieder herabzulassen: Der Knabe wird ein Genie werden, oder man kann nichts in der Welt werden.

Unter den Uebungen nun, die diesem allgemeinen Plane zu Folge angestellt werden müßten, glaube ich, würde die Erfindung äsopischer Fabeln eine von denen seyn, die dem Alter eines Schülers am allerangemessensten wären: nicht, daß ich damit suchte, alle Schüler zu Dichtern zu machen; sondern weil es unläugbar ist, daß das Mittel, wodurch die Fabeln erfunden worden, gleich dasjenige ist, das allen Erfindern überhaupt das allergeläufigste seyn muß. Dieses Mittel ist das Principium der Reduction, und es ist am Besten, den Philosophen selbst davon zu hören: Videmus adeo, quo artificio utantur fabularum inventores, *principio* nimirum *reductionis:* quod quemadmodum ad inveniendum in genere utilissimum, ita ad fabulas inveniendas absolute necessarium est. Quoniam in arte inveniendi principium reductionis amplissimum sibi locum vindicat, absque hoc principio autem nulla effingitur fabula; nemo in dubium revocare poterit, fabularum inventores

inter inventores locum habere. Neque est quod inventores abjecte de fabularum inventoribus sentiant: quod si enim fabula nomen suum tueri, nec quicquam in eadem desiderari debet, haud exiguae saepe artis est eam invenire, ita ut in aliis veritatibus inveniendis excellentes hic vires suas deficere agnoscant, ubi in rem praesentem veniunt. Fabulae aniles nugae sunt, quae nihil veritatis continent, et earum autores in nugatorum, non inventorum veritatis numero sunt. Absit autem ut hisce aequipares inventores fabularum vel fabellarum, cum quibus in praesente nobis negotium est, et quas vel inviti in Philosophiam practicam admittere tenemur, nisi praxi officere velimus. [1]

Doch dieſes Principium der Reduction hat ſeine großen Schwierigkeiten. Es erfordert eine weitläufige Kenntniß des Beſondern und aller individuellen Dinge, auf welche die Reduction geſchehen kann. Wie iſt dieſe von jungen Leuten zu verlangen? Man müßte dem Rathe eines neuern Schriftſtellers folgen, den erſten Anfang ihres Unterrichts mit der Geſchichte der Natur zu machen, und dieſe in der niedrigſten Klaſſe allen Vorleſungen zum Grunde zu legen. [2] Sie enthält, ſagt er, den Samen aller übrigen Wiſſenſchaften, ſogar die moraliſchen nicht ausgenommen. Und es iſt kein Zweifel, er wird mit dieſem Samen der Moral, den er in der Geſchichte der Natur gefunden zu haben glaubt, nicht auf die bloßen Eigenſchaften der Thiere und anderer geringern Geſchöpfe, ſondern auf die äſopiſchen Fabeln, welche auf dieſe Eigenſchaften gebauet werden, geſehen haben.

Aber auch alsdann noch, wenn es dem Schüler an

[1] Philosophiæ practicæ universalis pars posterior, §. 310.

[2] Briefe, die neueſte Literatur betreffend, erſter Theil, S. 58.

dieſer weitläuftigen Kenntniß nicht mehr fehlte, würde man ihn die Fabeln Anfangs müſſen mehr finden, als erfinden laſſen; und die allmäligen Stufen von dieſem Finden zum Erfinden, die ſind es eigentlich, was ich durch verſchiedene Verſuche meines zweiten Buchs habe zeigen wollen. Ein gewiſſer Kunſtrichter ſagt: „Man darf nur im Holz und im Feld, inſonderheit aber auf der Jagd, auf alles Betragen der zahmen und der wilden Thiere aufmerkſam ſeyn, und ſo oft etwas Sonderbares und Merkwürdiges zum Vorſchein kommt, ſich ſelber in den Gedanken fragen, ob es nicht eine Aehnlichkeit mit einem gewiſſen Charakter der menſchlichen Sitten habe, und in dieſem Falle in eine ſymboliſche Fabel ausgebildet werden könne.“ [1] Die Mühe, mit ſeinem Schüler auf die Jagd zu gehen, kann ſich der Lehrer erſparen, wenn er in die alten Fabeln ſelbſt eine Art von Jagd zu legen weiß; indem er die Geſchichte derſelben bald eher abbricht, bald weiter fortführt, bald dieſen oder jenen Umſtand derſelben ſo verändert, daß ſich eine andere Moral darin erkennen läßt.

Z. E. Die bekannte Fabel von dem Löwen und Eſel fängt ſich an: *Λεων και ὄνος, κοινωνιαν ϑέμενοι, ἐξηλϑον ἐπι ϑηραν* — Hier bleibt der Lehrer ſtehen. Der Eſel in Geſellſchaft des Löwen? Wie ſtolz wird der Eſel auf dieſe Geſellſchaft geweſen ſeyn! (Man ſehe die achte Fabel meines zweiten Buchs.) Der Löwe in Geſellſchaft des Eſels? Und hatte ſich denn der Löwe dieſer Geſellſchaft nicht zu ſchämen? (Man ſehe die ſiebente.) Und ſo ſind zwei Fabeln entſtanden, indem man mit der Geſchichte der alten Fabel einen kleinen Ausweg

[1] Kritiſche Vorrede zu M. v. K. neuen Fabeln.

genommen, der auch zu einem Ziele, aber zu einem andern Ziele führet, als Aesopus sich dabei gesteckt hatte.

Oder man verfolgt die Geschichte einen Schritt weiter: Die Fabel von der Krähe, die sich mit den ausgefallenen Federn anderer Vögel geschmückt hatte, schließt sich: και ὁ κολοιος ἦν παλιν κολοιος. Vielleicht war sie nun auch etwas Schlechteres, als sie vorher gewesen war. Vielleicht hatte man ihr auch ihre eigenen glänzenden Schwingfedern mit ausgerissen, weil man sie gleichfalls für fremde Federn gehalten? So geht es dem Plagiarius. Man ertappt ihn hier, man ertappt ihn da; und endlich glaubt man, daß er auch das, was wirklich sein eigen ist, gestohlen habe. (S. die sechste Fabel meines zweiten Buchs.)

Oder man verändert einzelne Umstände in der Fabel. Wie, wenn das Stück Fleisch, welches der Fuchs dem Raben aus dem Schnabel schmeichelte, vergiftet gewesen wäre? (S. die fünfzehnte.) Wie, wenn der Mann die erfrorne Schlange nicht aus Barmherzigkeit, sondern aus Begierde, ihre schöne Haut zu haben, aufgehoben und in den Busen gesteckt hätte? Hätte sich der Mann auch alsdann noch über den Undank der Schlange beklagen können? (S. die dritte Fabel.)

Oder man nimmt auch den merkwürdigsten Umstand aus der Fabel heraus, und bauet auf denselben eine ganz neue Fabel. Dem Wolfe ist ein Bein in dem Schlunde stecken geblieben. In der kurzen Zeit, da er sich daran würgte, hatten die Schafe also vor ihm Friede. Aber durfte sich der Wolf die gezwungene Enthaltung als eine gute That anrechnen? (S. die vierte Fabel.) Herkules wird in den Himmel aufgenommen, und unterläßt, dem Plutus seine Verehrung zu bezeugen. Sollte

er ſie wohl auch ſeiner Todfeindin, der Juno, zu bezeugen unterlaſſen haben? Oder würde es dem Herkules anſtändiger geweſen ſeyn, ihr für ihre Verfolgungen zu danken? (S. die zweite Fabel.)

Oder man ſucht eine edlere Moral in die Fabel zu legen; denn es giebt unter den griechiſchen Fabeln verſchiedene, die eine ſehr nichtswürdige haben. Die Eſel bitten den Jupiter, ihr Leben minder elend ſeyn zu laſſen. Jupiter antwortete: τοτε αὐτους ἀπαλλαγησεσθε της κακοπαθειας, ὁταν οὐρουντες ποιησωσι ποταμον. Welch eine unanſtändige Antwort für eine Gottheit! Ich ſchmeichle mir, daß ich den Jupiter würdiger antworten laſſen, und überhaupt eine ſchönere Fabel daraus gemacht habe. (S. die zehnte Fabel.)

— Ich breche ab! Denn ich kann mich unmöglich zwingen, einen Commentar über meine eigenen Verſuche zu ſchreiben.

FLEX FINDING